Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.

Ein Opfer.

Von

Karl Emil Franzos.

ENGELHORNS
Allgemeine
Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis pro Band 50 Pf. Elegant in Leinwand geb. 75 Pf.

Als vor nunmehr zehn Jahren unsre **roten Bände** ihren ersten Flug in die Welt wagten, begegneten sie manchen Zweifeln, ob ihr Prinzip **billig und gut** ihnen Bahn zu brechen im stande sein werde.

Bald aber zeigte es sich, daß der Gedanke, **dem deutschen Volke die besten Erzeugnisse der Romanlitteratur aller Nationen zu einem beispiellos billigen Preise bei guter und geschmackvoller Ausstattung und in handlicher Form zu bieten,** nicht nur lebensfähig, sondern geradezu zündend war.

Seither hat sich unser Unternehmen mehr und mehr eingebürgert, und auf Schritt und Tritt begegnet man den schmucken Bänden, die sowohl am häuslichen Herd, als auch auf der Reise und im Bade zum unentbehrlichen Freund und Begleiter geworden sind.

Der bisher erzielte Erfolg ist uns nicht nur ein Sporn geworden, sondern macht es uns auch möglich, nicht stillzustehen, vielmehr rüstig auf der betretenen Bahn weiterzuschreiten. Mit wachsamem Auge verfolgen wir die Romanproduktion, und kein Opfer soll uns zu groß sein, wenn es gilt, ein hervorragendes Werk für unsre Sammlung zu erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus d. Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Ihr Gatte. Von G. Verga. Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von Charles Reade. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gérards Heirat. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Dosia. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von J. J. Kraszewski. Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von Alex. Kielland. Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von Jacques Vincent. Aus d. Französ.
Ein Mutterherz. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von Paul Lindau.
Maruja. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von Adolf Wilbrandt.
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von Valera. Aus d. Span.
Zu fein gesponnen. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gift. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von Bernhard Frey. (M. Bernhard.)
Die hübsche Miß Neville. Von B. M. Croker. Aus dem Engl. 2 Bde.
Die Verstorbene. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von Hans Hopfen.
Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von Claire von Glümer.
Von der Grenze. Novellen von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. Aus d. Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von Ernst Remin. 2 Bände.
In Acht und Bann. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von Johanne Schjörring. Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von Hector Malot. Aus d. Französ. 2 Bände.
Pariser Ehen. Von E. About. Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von Florence Marryat. Aus d. Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von Hjalmar Hjorth Boyesen. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Sühnung. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von Georges Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von Ernst Pasqué.
Fromont junior und Risler senior. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Der Genius und sein Erbe. Von Hans Hopfen.
Ein einfach Herz. Von Charles Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Hanna. Von Heinr. Sienkiewicz. Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert de Bonnières. Aus dem Französ.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von Octave Feuillet. Aus dem Französ.
Jahre des Gärens. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Gute Kameraden. Von H. Lafontaine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs. Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.
Zita. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Erbschaft Xenias. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Kinder des Südens. Von Rich. Voß.
Daniele Cortis. Von A. Fogazzaro. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Herz-Neune. Von B. L. Farjeon. Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst v. Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von Salvatore Farina. Aus dem Ital.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der kleine Lord. Von F. H. Burnett. Aus dem Englischen.
Der Prozeß Froideville. Von André Theuriet. Aus d. Französischen.
Stella. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von Hans Hopfen. 2 Bände.
Der Unsterbliche. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Lady Dorotheas Gäste. Von Ouida. Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arcello. Von Memini. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
Alessa. — Keine Illusionen. Von Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von F. C. Philips. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Schnee. Von Alexander Kielland. Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie. Aus dem Französischen.
Auf der Fährte. Von H. F. Wood. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von Alexander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline Gravière. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges Ohnet. Aus dem Französ. 2 Bände.
Frau Regine. Von Emil Peschkau.
Zwei Brüder. Von Guy de Maupassant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.
Mr. Barnes von New-York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.
Mia. Von Memini. Aus dem Italienischen.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Zehnter Jahrgang. Band 8.

Ein Opfer.

Erzählung

von

Karl Emil Franzos.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1893.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Ein Opfer.

Das Folgende ist den Aufzeichnungen eines deutschen Forstmanns entnommen, eines Schwaben vom Bodensee, der als k. k. österreichischer Oberförster lange Jahre zu Suczawa in der südlichen Bukowina gelebt und dabei Land und Leute genau kennen gelernt hat.

Er beginnt mit der Bemerkung, daß ihn hauptsächlich ein Grund zur Niederschrift bewogen habe: Die ganz merkwürdige Verschiedenheit der Urteile über die That der Heldin, welche sich stets bei der mündlichen Erzählung in befreundeten Kreisen ergeben. „Ueber keine andre Geschichte, die ich aus dem Osten heimgebracht habe," sagt er, „ist so erbittert gestritten worden. Wahrscheinlich dürfte sich diese Verschiedenheit der Urteile auch bei den Lesern ergeben; die einen werden das, was die arme Bauerndirne vor meinen Augen und zu meiner tiefsten Erschütterung gethan hat, als eine Heldenthat preisen, die andern als eine sittlich verächtliche Handlung brandmarken." Er seinerseits, führt er dann aus, glaube, daß die That zu jenen gehöre, die wir Menschen berichten, aber nicht richten dürfen, weil der Maßstab unsrer hergebrachten Moral zu kurz sei,

um sie zu messen. So begnüge er sich denn, den Sachverhalt zu berichten, und überlasse das Urteil über die That einer starken Seele denen, die sich mehr dazu berufen fühlen, als er.

Was er nun erzählt, ist im Nachstehenden wiedergegeben.

Es war vor einigen Jahren, im September. Ich hatte von Czernowitz aus einen lieben Freund im Städtchen Radautz besucht, und es war später Abend geworden, als ich die Rückfahrt antrat. „In vier Stunden sind wir in Czernowitz,“ versicherte mein alter Fedko, „wenn nicht der Teufel selbst dazwischen kommt.“

An den Teufel glaubte ich nicht, aber an die vier Stunden ebensowenig. Doch war mir dies weiter nicht peinlich; nach dem heißen Kotnaer, dem feurigsten Weißwein der Moldau, that mir die kühle Herbstluft wohl, und bald stellte sich auch ein tröstlicher Gefährte unsrer Fahrt ein. Während wir auf die Ebene hinausfuhren, gegen Andrasfalva zu, begann ein rötlicher Schein am östlichen Nachthimmel zu zittern, und wurde mächtiger, bis der Mond emporglitt, voll und klar.

Als wir diesem Dorfe, einer ungarischen Kolonie, näher kamen, schlug uns schon von weitem Geigenklang und toller Jubel entgegen; mehrere Husaren aus der Garnison Radautz waren herübergekommen, die versprengten Landsleute zu grüßen, die vor hundert Jahren der Wille des großen Joseph aus dem bergigen Szeklerlande hierher gesetzt hatte in die fette Niederung des

Suczawathales. Die Zigeuner fiedelten in der dichtgefüllten, hell erleuchteten Schenke, und neben dem wüsten Hause brannte ein großes Feuer, um das sich eine jubelnde Schar drängte, — da wurde ein Schaf gebraten.

Mein Fedko hielt an — es war ja eine Schenke! — ohne zu fragen, ohne zu denken, so unwillkürlich, wie er etwa vor einem Heiligenbilde den Hut zu ziehen pflegte.

Aber der Schnaps war der einzige Teufel, der uns wirklich begegnen konnte.

„Vorwärts!" befahl ich, und er gehorchte seufzend und ließ die Rosse weitertraben, in die Mondnacht hinein.

Wir durchfuhren ein Stück Heideland; dann tauchten an der Straße Pappeln auf, rechts und links, und wurden endlich zu einer Allee von unabsehbarer Länge. Aber so eintönig dies am Tage ist, hier war es zauberhaft anzuschauen. Denn von jedem Baume rieselte silberner Schimmer nieder, und an jedem spielten Licht und Schatten in verschiedener Weise gegeneinander.

Dann endete endlich die Allee, die Felder wurden zu Gemüsegärten, kleine weiße Häuser standen dazwischen, immer dichter, immer stattlicher; es war das langgestreckte Dorf Fratautz. Hier war tiefe Stille, und hinter den blanken, mondbeglänzten Scheiben ließ sich kein Lichtschein gewahren.

Ein einziger Mensch kam uns auf der Landstraße

entgegen, der Nachtwächter. Er war seltsam angethan: mit einer langen Kutte; eine Pudelmütze trug er auf dem greisen Haupte, eine Art Hellebarde in der Rechten.

„Ktora hodina?“ erfragte Fedko die Zeit.

„Dwunasta,“ erwiderte der Mann gleichfalls ruthenisch.

Aber unmittelbar darauf begann er zu singen:

„Hört, ihr Leut' und laßt euch sage:
Die Glocke wird jetzt Zwölfe schlage!
Der wüschte*) Stund bricht nun herein:
Gott mag uns allen gnädig sein!
'S wird Zwölfe schlage!“

Es sind dieselben Worte, dieselbe Melodie, dieselbe Mundart, wie man sie zwischen Alb und Murg hören kann, im tiefen Schwarzwald. Fratautz ist eine schwäbische Kolonie, seit einem Menschenalter sprechen die Leute auch ruthenisch, bisher aber noch nie untereinander.

Auch die Schenke lag still und dunkel.

„Duckmäuser! Schlafmützen!“ murmelte Fedko verächtlich und ließ die Pferde rascher dahintraben. Das weckte aber auch nur die Hunde auf, nicht die arbeitsmüden Menschen.

Am Ende des Dorfes zweigt ein Seitenweg ab, der am kürzesten aus dem Thale der Suczawa in jenes des Sereth hinüberführt. Es ist selbst am Tage wenig Verkehr auf diesem Waldwege, der sich in eigensinnigen

---

*) Die wüste, unheimliche Stunde, die Mitternacht.

Krümmungen zur Wasserscheide hinanzieht und dann steil zur andern Thalsohle abfällt — mit uns wachte niemand als der Wind im Gezweige der Buchen, und ein Bach, der mit lustigem Rauschen der Niederung zueilte, aus der wir emporstiegen. Das waren tröstliche Laute in dieser einsamen Dunkelheit, denn der Mond hatte sich geborgen hinter tiefschwarzem Gewölk.

Nur einmal brach er vollleuchtend durch. Und da sah ich mit Staunen fernab im Thal durch die Nebel einen Palast mit silbernen Zinnen ragen, eine silberne Kuppel wölbte sich darüber.

Auch Fedko sah es. „Wie der Mond lügt," sagte er verächtlich, „es ist ja nur das Götzenhaus der Fischfresser!"

Es war Fontina Alba, das Kloster der „Leute vom wahren Glauben", wie sich die altgläubigen Moskowiter selbst nennen, die Lippowaner. Ich hätte es nicht erkannt, obwohl ich kurz vorher ein Gast in diesen Mauern gewesen und mit dem alten Abte Olympius Miloradow sonderbaren Kaviar gegessen und sonderbare Reden geführt. Ich blickte lange hin, bis sich wieder eine Wolke vor den Mond schob, und der silberne Märchenbau in schwarze Nacht versank.

Langsam keuchten die Pferde den steilen Weg empor. Der Wind war verstummt, auch das Bächlein rauschte nicht mehr. . . .

Da schnitt plötzlich ein Ton durch die Luft, schrill und scharf, schwoll an und brach ab. Ein rätselhafter

Ton — umheimlich — oder machte ihn nur diese Stille so?

„Was war das?“ fragte ich.

„Es gehen Leute vor uns auf dem Weg,“ erwiderte Fedko, „und einer, ein Ungar, hat zu singen begonnen und plötzlich wieder aufgehört.“

„Woher weißt du das so genau?“

„Herr!“ erklärte er mir mit überlegenem Lächeln. „Ich fahre ja seit vierzig Jahren durch die Bukowina. Da lernt man schon die Töne unterscheiden! Eine Menschenstimme war es gewiß und höchst wahrscheinlich ein Ungar, denn nur diese schreien so sehr, wenn sie zu singen beginnen. . . .“

Ich schüttelte den Kopf.

Aber nach wenigen Minuten zeigte es sich, daß der Alte recht gehabt. Denn als wir die Wasserscheide überwunden und nun rasch hinabfuhren, holten wir in der That einige Wanderer ein, und magyarische Laute klangen uns ins Ohr.

Es waren drei Männer; sie blieben stehen, als wir vorbeikamen, und boten uns den üblichen Gruß, jedoch ruthenisch.

„Seid ihr Ungarn?“ fragte ich in derselben Sprache.

„Ja!“ erwiderte ein dicker Mann in reichverschnürtem Tuchrock und trat an den Wagenschlag. „Ich und dieser Bursche hier! Der junge Mann da, der Georg, ist freilich nur ein Schwabe. . . .“

„Habt ihr vorhin gesungen?“

„Nur der Bursche da. Ich habe es ihm aber verboten, denn bei einem so ernsten Gang singt man nicht!“

„Nun?!“ rief Fedko triumphierend dazwischen.

„Wohin geht ihr denn?“ fragte ich.

„Nach Czernowitz, zum Gericht, als Zeugen.“ Er kratzte sich hinter dem Ohr. „Eine böse Sache!“

„So?!“

„Einer aus meinem Dorfe, ein Jüngling, ist in Tereschenÿ von einem Ruthenen ermordet worden. Ich bin nämlich der Richter von Andrasfalva, und dieser Bursche hier hat den Ermordeten aufgefunden!“

„War es wirklich ein Mord?“ fragte ich. „Derlei ist ja hier nicht so häufig. Ist der Mann nicht im Streit totgeschlagen worden?“

„Nein — ermordet — im Schlafe!“

„O nein!“ rief der Schwabe, ein schlanker junger Mensch, heftig und trat gleichfalls an den Wagenschlag. „Es war gewiß nur ein Totschlag! Ich kenne ja den Hritzko und weiß, daß er kein Mörder sein kann, kein heimtückischer Meuchler. . . .“

„Jeder spricht, wie er es versteht,“ sagte der Richter kühl und würdevoll. „Ich habe den Mörder nur einmal gesehen, aber den Ermordeten habe ich genau gekannt und weiß, dieser Misko war ein Teufelskerl, den hätte kein Mensch überwältigen können, so lange er wach und nicht etwa völlig betrunken war. Also muß es im Schlafe geschehen sein — das sage ich, der Richter. Meint Ihr, Georg, daß man einen

unklugen Menschen zum Richter wählt?! — He? Also — ich sage, der Hritzko hat den Misko im Walde aufgefunden und dem Schlafenden mit seiner Hacke das Hirn zerschmettert. . . .“

„Und ich,“ rief der Schwabe, „ich glaube nicht daran! Der Hritzko ist jähzornig, aber tapfer und ehrlich! Er hat seinen Feind gewiß nur im offenen Kampf niedergeschlagen. . . .“

„Ihr seid ja nicht unparteiisch!“ rief der Richter. „Dieser saubere Hritzko wäre ja beinahe Euer Schwager geworden!“

„Und das wird er auch noch!“ rief der junge Mann heftig. „Es gilt mir gleich, ob die Herren in Czernowitz ihn morgen bloß wegen Totschlags verurteilen und auf einige Jahre in den Kerker sperren, oder ob sie ihn wegen Mordes hängen lassen! Seine Schwester heirate ich deshalb doch! Denn wie es auch um ihn stehen mag, meine Hanusia bleibt doch das allerbravste Mädchen unter der Sonne!“

„Das ist wahr!“ bestätigte der ungarische Bursche. „Wie oft hat mir der Misko darüber vorgeklagt! Alle Schürzen in Terescheny, pflegte er zu sagen, laufen mir nach, daß ich mir kaum zu helfen weiß, nur diese Prachtdirne, die Hanusia, will nichts von mir wissen und bleibt ihrem dummen Schwaben treu! Ja, so pflegte er zu sagen!“

Georg richtete sich stolz auf; es schien ihn gar nicht zu kränken, daß er eben ein „dummer Schwabe“ genannt worden.

„Und darum bleibe ich auch ihr treu!“ rief er.

„Das ist sehr brav von Euch!“ sagte mein alter Fedko. „Aber was es uns angeht, begreife ich nicht recht! . . . Wollen wir nicht weiterfahren, Herr?“

„Noch einen Augenblick!“ sagte ich.

Mich begann die Sache zu interessieren, wenn auch nur deshalb, weil die treue Liebe zwischen einem Schwaben und einer Ruthenin an sich eine merkwürdige Erscheinung war.

Es gibt viele deutsche Kolonisten in der Bukowina — an die vierzigtausend Seelen — aber sie heiraten stets nur untereinander. Ohne es klar zu wissen, fühlen sie sich doch als die Söhne eines hochstehenden Kulturvolkes und blicken stolz auf die Eingeborenen herab. Diese vergelten natürlich die Ueberhebung nach Kräften und verfolgen die braven, fleißigen, aber schwerfälligen Fremdlinge mit ihrem Spotte. Selbst Liebeleien kommen nur selten vor; von einer Heirat hatte ich nie vorher vernommen.

Dieser Georg, der sich so tapfer zu seiner ruthenischen Braut bekannte, mußte kein gewöhnlicher Mensch sein. Oder hatte er alltägliche Gründe für diese Treue?

Vielleicht jenen Grund, der im Dorfe noch mehr gilt, als in der Stadt, vielleicht war sie eine reiche Erbtochter.

„Sie sind wohl aus Terescheny?“ fragte ich ihn in deutscher Sprache.

„Ja, Herr. Aber ich wohne in Fratautz bei meinem Onkel. Er ist kinderlos und hat mich zum Erben eingesetzt. Schon jetzt hat er mir die Wirtschaft übergeben, und wenn ich heirate, tritt er mir sie ganz ab.“

„Er ist also damit einverstanden, daß Sie ein ruthenisches Mädchen heiraten?“

„Es ist ja nicht die erste beste!“ rief er stolz. „Gegen jede andre hätte er sich gesträubt, aber die Hanusia! Da hat er selbst gesagt: ‚Georg, es ist mir zwar nicht recht, daß du eine Ruthenin heiratest, aber die könnte selbst mir grauem Kerl den Kopf verdrehen.‘ Und so sind wir mit seiner Einwilligung kirchlich verlobt worden — denn heimlich verlobt waren wir natürlich schon früher — in drei Wochen wäre die Hochzeit gewesen — da kommt dieses Unglück dazwischen!“

„Wie ist es nur entstanden?“

„Das mag Gott allein wissen!“ sagte der Jüngling bekümmert. „Ich liebe den Hritzko wie meinen Bruder; er ist ein ehrlicher, tüchtiger Bursche, aber ich muß selbst zugeben, daß es nicht leicht einen jähzornigeren Menschen gibt. Er ist eigentlich gar nicht streitsüchtig, kann gut und sanft sein wie ein Lamm, aber wenn er einmal in Zorn gerät, dann ist auch sein Blut stärker als er, und er rast wie ein wütendes Tier; das habe ich ja selbst einmal erfahren müssen, Herr. — Ich bin damals noch bei meinen Eltern in Terescheny gewesen, und habe so zuerst um die Hanusia

herumzugehen begonnen, wie die Katze um den Brei. Ich habe es aber auch schon damals gut und ehrlich mit ihr gemeint, obwohl sie nur eben eine Ruthenin ist und fast gar keine Mitgift hat; ihre Eltern sind seit Jahren tot und haben nur ein kleines Anwesen hinterlassen, das sie bisher mit ihrem Bruder bewirtschaftet hat."

„Gnädigster," fragte mein Fedko, „erzählt er dir wirklich so hübsche Sachen?!"

„Sie müssen wissen, Herr," fuhr der Schwabe fort, „die beiden Waisen haben so einander selbst auferzogen und halten darum treu zusammen, wie zwei Aeste, die aus demselben Baum hervorgewachsen sind. Nun, darum eben wurde Hritzko wütend auf mich, weil er glaubte: Ein wohlhabender Schwabe — der kann es nicht ehrlich mit meiner Schwester meinen. Und so lauert er mir auf, wie ich eines Morgens in der ersten, roten Frühe an seinem Häuschen vorbei mit meinen Pflugochsen aufs Feld ziehe, und springt an mich heran, die Hacke hoch geschwungen. ‚Schwäbischer Hund!‘ ruft er, ‚das ist deine letzte Stunde!‘ Und wer weiß, was sich im nächsten Atemzuge ereignet hätte — ich aber ergreife blitzschnell seine Hand und entwinde ihm die Hacke. Dann packe ich ihn an beiden Armen und halte ihn fest — denn wohl ist er sehr stark, ich aber bin noch stärker, und sage ruhig: ‚So höre mich doch erst, ehe du mich tötest!‘ Darauf erkläre ich ihm freundschaftlich, daß ich die Hanusia nicht zur Metze machen will, sondern zu meinem ehelichen Weib — und

als er dies hört, fällt er mir schluchzend um den Hals und bittet mich um Vergebung."

Fedko begann zu pfeifen.

„Von dieser Stunde ab," erzählte der Schwabe weiter, „ist er immer zu mir gewesen, wie ein lieber, treuer Bruder. Ich mußte nach Fratautz übersiedeln, und nur jeden Sonntag konnte ich nach Tereschenу kommen, um meine Braut und meine Eltern zu sehen, und da lief er oft genug, trotz der langen zwei Meilen, des Abends zu mir herüber und dann in der Morgenfrühe zurück. Warum? Weil er wußte, daß mir einsam und bange ums Herz war, und daß es mir wohlthat, wenn ich mit einer treuen Seele von der Hanusia sprechen konnte! Und so ein Mensch, Herr, muß nun so ein trauriges Ende nehmen!"

„Und Sie ahnen wirklich nicht, was ihn zu einer solchen That gebracht haben könnte?"

„Nein!"

„Steht denn überhaupt fest, daß er es war?"

„Gewiß, — sein eigenes Geständnis, Herr! Er selbst ist am selben Tage, zwei Stunden nach der That, noch ehe die Leiche des Ungarn im Walde gefunden war, zum Richter in Tereschenу gekommen und hat gesagt: ‚Verhafte mich, ich bin ein Mörder!' Der Richter wollte es ihm zuerst gar nicht glauben, er hilt ihn für verrückt!"

„Und gab er keinen Grund an?"

„Ja, aber das klingt fast lächerlich. Hritzko sagt, er hat den Misko deshalb erschlagen, weil ihn

der Misko einen Tölpel, einen Ruthenen geschimpft hätte. Es klingt lächerlich, sage ich, und doch weiß niemand einen andern Grund, so daß es vielleicht wirklich der richtige ist. Bei dem furchtbaren Jähzorn dieses Menschen könnte es vielleicht wirklich so gekommen sein! Jedoch, ich zweifle noch immer daran und halte einen andern Grund für den wahrscheinlichen. . . .“

Er verstummte.

„Etwa denselben Grund,“ fragte ich, „um dessentwillen er einst auch über Sie die Hacke geschwungen hat? Der Bursche hat vorhin Aehnliches angedeutet!“

„Nein!“ rief Georg und erhob abwehrend die Hand. „Der Misko — ich gönne seiner Seele alles Gute vor dem Herrgott im Himmel und seinem Körper Frieden im Grabe, aber Wahrheit muß doch Wahrheit bleiben — der Misko war zwar ein wüster Lump, der allen Dirnen nachgelaufen ist und darum sicherlich auch der Hanusia, aber unser Hritzko hätte geradezu verrückt sein müssen, um von diesem Menschen eine Gefahr für seine Schwester zu befürchten! Denn wie treu sie zu mir steht, wußte er ja am besten! Nein! Ich vermute, daß es Eifersucht war! Der Hritzko hatte sich — leider Gottes! — in letzter Zeit mit einem schönen, aber lasterhaften Weibe eingelassen, einer jungen Witwe Namens Marisia, und die Leute munkeln, daß sie es gleichzeitig mit dem Misko gehalten habe. Sie freilich beteuert, daß beide in ihrer Bewerbung gleich unglücklich gewesen sind, und schwört mit tausend Eiden, daß sie

an dem Unglück kein Verschulden gehabt hat. Nun, wie gesagt, Gott allein weiß die Wahrheit!"

„Herr!" mischte sich mein Fedko wieder in unsre Unterredung, aber diesmal mit größter Entschiedenheit. „Herr, nun fahren wir! Es ist zwar ganz hübsch anzuhören, wie du dich mit deinem Landsmann in der Schwabensprache unterhältst, und ich würde nicht murren, obwohl ich kein Wort davon verstehe, aber ich glaube, in der Nacht, mitten im Felde, hält man doch keine solchen Unterredungen!"

Ich nahm die Ermahnung geduldig hin. Der alte Fedko, der nun schon seit zwei Monaten das Land kreuz und quer mit mir durchfuhr und sich, seine Neigung zu allem Feuchten abgerechnet, als ein trefflicher Diener bewährt hatte, durfte mir auch Predigten halten. Er meinte es immer gut, und es gehörte mit zu seinen wohlerworbenen Rechten.

So erhob ich denn keine Einwendung, sondern fragte nur den Jüngling: „Wollen Sie nicht mit mir zur Stadt fahren? Der Weg ist weit, und Ihre Gefährten sind schon vorausgeeilt!"

Er lehnte dankend ab.

„Ich hole Sie schon wieder ein," meinte er, „auch habe ich nur bis Tereschény zu gehen. Dort wecke ich meine Eltern und die Hanusia und wir fahren im Wägelchen meines Vaters zur Stadt."

„Sind Sie als Zeuge vorgeladen?"

„Ja, zur Entlastung. Der Verteidiger des Hritzko hat unsre Vorladung begehrt."

„Wie heißt er?"

„Doktor H."

Es war der Name meines liebsten Freundes.

„Das ist gut für den Unglücklichen!" sagte ich. „Ich kenne den Doktor und weiß, wie heilig ernst er seine Aufgabe nimmt. Was irgend möglich ist, den armen Burschen vor dem Schlimmsten zu retten, wird gewiß geschehen."

Der junge Mann dankte herzlich für den Trost. Fedko hieb auf die Pferde ein und wir fuhren rasch die mondbeschienene Straße entlang.

Schon nach wenigen Minuten hatten wir den Richter und seinen Begleiter eingeholt. Der Bursche sprang rasch beiseite, der Dorfkönig jedoch blieb ruhig mitten im Wege stehen, so daß Fedko fluchend die Pferde zügeln und in langsamerer Gangart an ihm vorüberlenken mußte.

„Bist du taub und blind?" rief der Alte zornig. „Müssen die Pferde dir ausweichen, weil du Richter bei den enghosigen Kerlen in Andrasfalva bist?"

Der würdige Mann gönnte ihm keine Antwort. Nur zu mir gewendet, rief er aus Leibeskraft:

„Ich wollte Euch nur sagen, Herr, daß Euch der Schwabe wahrscheinlich angeschwatzt hat! Der Misko ist im Schlaf ermordet worden! Denn einem wachen Ungar kommt so ein Ruthene nicht bei!"

Ich war leider außer stande, auf diese Aeußerung eines lebhaften Nationalstolzes zu erwidern, denn Fedko peitschte wieder auf die Pferde los, und

es wollte mir sogar scheinen, als hätte einer dieser Hiebe ein andres Ziel getroffen. Denn der dicke Richter griff plötzlich nach der untersten Stelle seines Rückens und fluchte dann mörderisch hinter uns her. Schon nach etwa zwanzig Minuten erreichten wir, im Galopp hinfahrend, die ersten Häuser von Terescheny.

Tereschenу ist eines der größten Dörfer der Bukowina und erstreckt sich längs der Heerstraße eine Viertelmeile weit. Wie schon der Name andeutet (ursprünglich „Tartareschenу“) war es einst von Tartaren bewohnt; heute erinnert an diese ersten Ansiedler nur noch zuweilen ein mongolisch plumpes Gesicht unter den Ruthenen. Sie bilden gut zwei Dritteile der Bevölkerung, der Rest sind Deutsche aus Württemberg, einige wenige Familien auch aus der Düsseldorfer Gegend.

Erst im Dorfe setzte Fedko seine Peitsche zur Ruhe und wir fuhren in mäßigem Trab an den Hütten vorüber. Sie sind stattlicher, als in den meisten andern Dörfern, auch jene, die den Ruthenen zugehören, das bewirkt das Vorbild des deutschen Fleißes. Der vielverhöhnte Schwabe ist auch hier, ohne es zu beabsichtigen, ohne sich als solcher zu fühlen, ein echter und rechter Kulturträger.

Ich will gerne gestehen, daß mir diese Erwägung ferne lag, als ich in jener Nacht durch das mondbeschienene Dorf hinfuhr, in dem nur die Hunde wachten und uns mit einem scheußlichen Konzert empfingen.

Meine Gedanken weilten noch immer bei der Erzählung des jungen Schwaben.

Es war ja, seine Beziehung zu der Ruthenin abgerechnet, nichts Besonderes darin. Die Unthat des jungen Menschen, der morgen in der Stadt gerichtet werden sollte, wäre mir, wenn ich sie etwa an andrem Orte hätte erwähnen hören, kaum der Beachtung wert geschienen. So aber, am Wege vernommen, während der Fahrt durch die stille Nacht, regte sie mein Mitgefühl, meine Phantasie an.

Ich mußte mir ausmalen, wie die beiden im Walde zusammengetroffen, und während ich so langsam durchs Dorf fuhr, faßte ich unwillkürlich jede der Hütten schärfer ins Auge, als könnte ich so erkennen, welche von ihnen die arme Hanusia beherberge, die nun wohl schlaflos den Augenblick heranwachte, bis ihr Bräutigam komme, um sie als Zeugin zur Verurteilung ihres Bruders abzuholen. . . .

Es war dunkel in all den Hütten, nur in einer der stattlichsten, bereits nahe am Ende des Dorfes, waren einige Fenster erleuchtet. Vor dem Gehöft spannte eben der Knecht zwei Rosse vor ein Wägelchen.

„He!“ rief ihn Fedko an, „fahrt Ihr auch zur Stadt? Habt Ihr auch beim Gerichte zu thun?“

Der Knecht richtete sich erstaunt auf.

„Was weißt du davon?“ fragte er mürrisch.

„Nun,“ lachte Fedko, „es ist ja wohl kein Geheimnis, wenn man einen Mörder zum Galgen verurteilt!“

„Das geht dich nichts an!“ rief der andre heftig; seiner Aussprache des Ruthenischen war deutlich anzuhören, daß er ein Schwabe war. „Vielleicht kommst noch eher du an den Galgen!“

Der Verkehrston auf den Landstraßen des Ostens ist im allgemeinen nicht sonderlich höflich, und man muß sich ja wohl sonst in die Landessitte schicken. Diesmal jedoch schien mir das Gespräch eine so lebhafte Wendung zu nehmen, daß ich ihr zu begegnen beschloß.

Ich wies daher meinen Fedko zur Ruhe und fragte dann den Knecht in deutscher Sprache:

„Hier wohnen wohl die Eltern des Georg?“

„Ja, Herr!“ erwiderte er, trat an den Wagenschlag und musterte mich.

Er war offenbar sehr erstaunt, ein ihm fremdes Gesicht zu gewahren.

„Kennen Sie unsern Georg?“ fragte er.

„Ich habe ihn eben kennen gelernt,“ erwiderte ich. „Die Hanusia erwartet ihn wohl auch drinnen im Hause?“

„Ach nein, Herr, das wäre ja gar nicht möglich!“

„Warum nicht?“

„Nun, die beiden Alten haben sich ohnehin saure Mühe gegeben, den Georg von ihr abzubringen, und haben immer viel gegen sie gehabt, weil sie nun einmal nur eine Ruthenin ist. Aber seit gar der Hritzko im Kriminal sitzt, wollen sie gar nichts mehr von ihr wissen.“

„Also harrt sie in ihrer Hütte?“

„Nein, Herr, sie ist vorausgegangen, schon vor zwei Stunden. Ich habe ihr davon abgeraten, aber

sie hat ihrem Bräutigam den Aerger mit seinen Eltern ersparen wollen, wenn sie mitfahren würde. Und dann hat sie gemeint: ‚Mein Herz läßt mir keine Ruhe, ich muß meinen Bruder noch einmal sehen, ehe er vor die Richter geführt wird!‘ Dagegen war wenig zu sagen!“

„Und so wandert das arme Mädchen in der Nacht allein auf der Heerstraße dahin?“

Der Mann zuckte die Achseln.

„Sie hat sich ja nicht abhalten lassen!“ erwiderte er. „Uebrigens wird ihr auch schwerlich was geschehen. Kennen Sie die Hanusia?“

„Nein!“

„Nun, sehen Sie, Herr! Wenn Sie sie kennen würden, so würden Sie keine Sorge um sie haben!“

„Sie ist doch schön und jung?“

„Freilich — eben darum! — nämlich, wie eine Königin ist dieses Mädchen! Vor der muß selbst der schlimmste Strolch Achtung haben!“

Wir fuhren weiter und zum Dorfe hinaus, auf jene sumpfige Ebene, die im Volksmunde das „Teufelsmoor“ heißt und wohl der im Westen meistbekannte Teil des Landes ist; diese Gegend, durch welche die Eisenbahn von Czernowitz nach Suczawa auf dem vielberufenen „Mihuczeny-Damme“ geführt ist, hat bekanntlich vor vielen Jahren im Prozeß Ofenheim traurige Berühmtheit erlangt. Sie bietet im klaren, nüchternen Tageslicht einen trostlosen Anblick; rechts und links, und so weit das Auge reicht, ist nichts

zu gewahren, als das stille, schwarze, tote Moor; nur zuweilen blinkt ein heller Wasserspiegel dazwischen, eingerahmt von hohem, graugrünem Schilfkraut.

Aber nun, im zittrig-blassen, träumerischen Lichte war die traurige Landschaft zauberhaft anzuschauen. Ueber der dunklen Fläche lag verklärend der zarte Silberschleier des Mondlichts, und traumhaft schön brachen sich seine Strahlen in dem aufsteigenden Nebel. Fernab blinkte zuweilen roter Goldschein auf und blitzte durch das viele Silber, ein Irrlicht, so stark, daß es den schwachen Schein des Mondes besiegte.

Ich sah dies alles und labte mich an der stillen Schönheit dieser Nacht, aber meine schweifenden Gedanken wollten noch immer nicht zur Ruhe kommen. Wohl stand nicht mehr jenes unheimliche Bild, das mich früher gequält hatte, vor meinen Augen, aber ein andres tauchte vor mir empor: das schöne, mutige Mädchen, das bangen Herzens allein durch die nächtige Oede dahinschritt, hastigen Schrittes, weil ihr Herz sie trieb, ohne Menschenfurcht, „wie eine Königin“ im Bewußtsein ihrer Seelenreinheit, die selbst dem wüsten Wegelagerer Ehrerbietung einflößen mußte. . . .

Aber war dieses Vertrauen auch begründet? Die Gegend zwischen Terescheny und dem Meierhof Wygoda, dem ersten Hause der Stadt, steht von altersher in üblem Rufe; sie gilt als die Zufluchtsstätte des Gesindels der umliegenden Ortschaften, und wenn von Nowoselitza her die bessarabischen Straßenräuber dem österreichischen Gebiete einen Besuch machen,

so pflegen sie an dieser Straße, an der sich meilenweit keine menschliche Wohnung findet, ihr Handwerk zu treiben.

Freilich hatte man seit Jahren nichts mehr von solchen Ueberfällen gehört, gleichwohl mußte es als tollkühnes Wagnis erscheinen, wenn ein junges Mädchen nachts und allein diese Straße ging. . . .

„Fedko!“ rief ich laut — fast unwillkürlich wandelten sich meine Gedanken zu Worten — „es wird ihr ein Unglück zustoßen!“

„Wem?“

Ich hatte vergessen, daß er mein deutsches Gespräch mit dem Knechte nicht hatte verstehen können, und erklärte es ihm nun.

Er nahm die Mitteilung sehr gleichmütig auf.

„Ich thät's nicht,“ brummte er, „obwohl ich kein junges Mädchen bin. Aber was geht das uns an?“

„Bist du kein Mensch?“ fuhr ich heftig auf. „Du wirst die Pferde sofort in Galopp setzen, so rasch, als sie nur laufen können. Es muß sein?“

„Aber sie ist schon lange weg!“

„Vor zwei Stunden. Wenn du dich bemühst, so können wir sie binnen einer Stunde einholen. Fahr zu!“

„Hm! — ja,“ sagte Fedko langgedehnt. „Du bist der Herr, ich bin der Knecht. Also gehorche ich. Aber wenn du, lieber Herr, dich um alle Dinge, die dich nichts angehen, ebenso eifrig kümmerst, dann wirst du bald graue Haare bekommen. Hoi — o!“

Er ließ die Pferde dahinsprengen und kicherte nur zuweilen halb vernehmlich in sich hinein.

Hatte er recht, war es in der That lächerlich, daß mir das Geschick des Mädchens, das ich nie gesehen hatte, so lebhaft ans Herz griff?

Ich will die Frage nicht entscheiden, aber ich glaube, daß kaum jemand an meiner Stelle unter gleichen Eindrücken anders gehandelt hätte. . . .

Die Straße lag verödet; kein Schatten eines Wanderers oder eines Fuhrwerkes zeichnete sich auf der hellen Bahn ab, die sich weithin schimmernd dehnte. Nur einmal überholten wir zwei Männer, die unter einer großen Last gebückt dahinschlichen und sich bei unsrem Nahen scheu zur Seite drückten.

Sie waren, so viel ich im raschen Vorbeijagen erkennen konnte, in zerflickte städtische Tracht gehüllt und mochten vielleicht Diebshehler sein, die in irgend einem abgelegenen Gäßchen hausten und nun eben damit beschäftigt waren, das von ihren schlimmeren Spießgesellen eingetauschte Gut in Sicherheit zu bringen.

Unwillig hatte sich Fedko meinem Befehle gefügt, aber er befolgte ihn pünktlich; im raschesten Trabe eilten die beiden kleinen, starken Huzulenpferde dahin. Mir freilich war selbst diese Eile nicht genügend; ungeduldig spähte ich vor mich hin, und diese Empfindung steigerte sich, mir selbst rätselhaft, von Minute zu Minute, mir war es, als müßte ich rasch zur Stelle sein, um irgend ein Unglück zu verhüten. . . .

Das Teufelsmoor war hinter uns verschwunden

Die Gegend wurde hügelig, das Mondlicht brach sich nicht mehr in feuchten Dünsten, sondern lag klar, breit und voll auf den Stoppelfeldern und dem Laub der Bäume, das noch nicht gelichtet war, aber bereits gelblich gefärbt vom Hauche des Herbstes.

Auch jene irrenden Goldpünktchen waren nicht mehr zu sehen. Weit und breit bot sich dem Auge keine andre Farbe als das silberne Grau der matt beschienenen Erde, bis endlich zur Rechten, weit vor uns, wieder eine rote Glut sichtbar wurde, aber diesmal stetig und immer mehr anwachsend, je näher wir kamen.

„Es brennt!“ rief ich. „Eine Hütte am Wege!“

„Nein, Herr,“ erwiderte Fedko gleichmütig. „Die Hirten von Klobówka haben sich einen Spaß gemacht. Sie haben aus Stoppeln und Gestrüpp einen kleinen Berg geschichtet und ihn angezündet. Das Lumpenvolk langweilt sich die lange Nacht über und vertreibt sich die Zeit mit allerlei Schabernack. . . . Hörst du sie nicht johlen, Herr?“

In der That vernahm ich von ferne den Schall kreischender Stimmen, und auch sonst bestätigte sich das Wort des Alten.

Als wir näher kamen, gewahrten wir einige halbwüchsige Bursche, die wie toll das allmählich versinkende Feuer umtanzten und dazu sangen, wenn dies wüste Gekreisch so genannt zu werden verdiente.

„Wir wollen hier nach der Hanusia fragen, Herr,“ riet Fedko. „Vielleicht ist sie uns so weit voraus,

daß es eine Thorheit wäre, die armen Pferde noch länger abzumühen."

Er hielt an.

„He! Jungens," rief er hinüber. „Habt ihr kein Mädchen vorbeikommen sehen?"

Die Bursche ließen von ihrem Vergnügen ab, und zwei von ihnen traten heran.

„Ein Mädchen?" fragte der eine lachend. „Etwa die Hanusia von Tereschenу?"

„Ja!"

„Freilich haben wir sie gesehen! Einem von uns hat sie sogar ein Andenken hinterlassen — fragt nur den Janko hier!"

Der andre Bursche wendete sich verlegen ab.

„Was soll das heißen?" fragte ich.

„Nun — sie kommt vorbei und wir laden sie zum Tanze ein. Besonders der dicke Janko da hat es dabei sehr dringend gehabt. Aber sie schlägt seine Einladung ab und begnügt sich, ihm die Musik dazu zu machen. Eine schöne Musik, daß ihm noch jetzt die Ohren davon brummen. . . . Schaut ihn nur an, wie rot seine rechte Wange ist, man kann es selbst im Mondschein sehen!"

Der dicke Janko ballte die Faust gegen ihn und zog sich schleunigst ans Feuer zurück.

„Wann kam sie vorbei?" fragte ich.

„Soeben! Es können kaum zwanzig Vaterunser her sein!"

Wir fuhren weiter, aber der junge Hirte mußte wohl die Gewohnheit haben, seine Vaterunser sehr langsam und zögernd zu sprechen. Denn noch immer gewahrte ich nichts vor uns, so weit mein Auge reichen wollte.

Aber der Blick des Fedko war schärfer.

„Da geht sie ja!“ rief er plötzlich und deutete mit der Peitsche vor sich hin.

„He, Mädchen!“ rief er mit lauter Stimme.

Nun konnte auch ich die schlanke Gestalt unterscheiden, die raschen Schrittes dahineilte. Sie wendete sich nicht um, als Fedko sie anrief, und schien ihre Schritte nur noch beschleunigen zu wollen.

Als jedoch nach einer Minute der Wagen an ihrer Seite hielt, blieb sie stehen, blickte uns mit hochgehobenem Antlitz an und rief:

„Was wollt ihr? Ich habe keine Zeit zum Scherzen!“

„Das wissen wir, mein Täubchen,“ erwiderte Fedko. „Nun aber steig' ein!“

„Ich fahre nicht mit fremden Leuten,“ sagte sie in demselben ruhigen, entschlossenen Tone.

Dann aber fügte sie hastig mit tiefer zitternder Stimme, die ans Herz greifen mußte, hinzu:

„Laßt mich ungeschoren, wenn ihr Menschen seid, aus Mitleid!“

„Eben darum fahren wir ja wie toll hinter dir her!“ rief Fedko, ich aber erklärte dem Mädchen, durch welchen Zufall ich von ihrem einsamen Gange erfahren.

Sie blickte mich erstaunt an, trat dann dicht an den Wagenschlag und heftete ihre Augen prüfend auf mein Gesicht.

„Ist das die Wahrheit?“ fragte sie.

„Gewiß!“ beteuerte ich.

Mein Fedko aber wurde ungeduldig:

„Sollen wir am Ende gar eine Bittschrift auf Stempelpapier einreichen, damit du uns die Ehre gibst? Dort ist das Wäldchen von Horecza — willst du dort allein spazieren gehen?“

Das Mädchen warf einen scheuen Blick nach der Richtung, wohin er mit dem Peitschenstiel wies, und stieg dann rasch ein, auf den Rücksitz, mir gegenüber.

„Gottlob!“ rief Fedko. „Dieses Kunststück wäre gelungen! Seit vierzig Jahren fahre ich im Lande umher, aber eine solche Geschichte ist mir noch nicht vorgekommen. Nun — freut euch, ihr Braunen — die Prinzessin ist glücklich eingeholt, jetzt können wir wieder gemächlich fahren!“

Die Rosse trabten weiter.

Ich konnte im klaren Lichte deutlich die Züge des Mädchens unterscheiden. Es war ein auffallend schönes Antlitz, wenn auch vielleicht die stattliche Rundung der Wangen die Schönheitslinie überschreiten mochte. Sie blickte schweigend vor sich hin und seufzte nur zuweilen tief auf.

Ich mochte sie nicht ansprechen, es wäre mir wie eine Sünde erschienen, ihr mit einer Frage müßiger Neugier zur Last zu fallen. So fuhren wir stumm dahin.

Zur Rechten und Linken trat der Wald dicht an die Straße heran. Die Schatten der Bäume huschten über den Weg und das Antlitz des Mädchens.

Das dichte Gehölz, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, steht in schlimmem Rufe; wem die Polizei in Czernowitz kein ruhiges Nachtlager gönnt, der sucht es unter diesen Buchen. Als wir hindurchfuhren, sahen wir manchen Schläfer erschreckt von dem Bänkchen auffahren, wo er geruht hatte, und auf einer Lichtung, dicht am Wege, lagerten mehrere Vagabunden, die uns drohend anriefen. Sie waren offenbar stark betrunken. Fedko schüttelte die Peitsche gegen sie; sie riefen uns Schimpfworte zu, trauten sich jedoch nicht heran.

Wie aber wäre es der armen Hanusia ergangen!

Sie mochte wohl ähnliches denken, denn sie seufzte tief auf und sagte schüchtern:

„Ach Herr, nun sehe ich erst, welche Dummheit ich habe begehen wollen! Mein Georg wird sich

gewiß furchtbar um mich ängstigen und mir sehr böse sein. Freilich habe ich es in guter Absicht gethan."

„Ich weiß. Um ihm den Streit mit den Eltern zu ersparen."

„Ja, — und die beiden alten Leute haben ja im Grunde recht! Da müssen sie auf ihre alten Tage soviel Kummer und Aufregung erleben! Es schmerzt mich so sehr; ich habe Mitleid mit ihnen und kann ihnen doch nicht helfen. Soll ich deshalb von meinem Bräutigam lassen? Und wenn ich es wollte, er ließe ja nicht von mir! Denn er ist gut und treu, so gut, so treu! Und zum Dank für alle seine Liebe bring' ich nun so schweren Kummer über ihn!"

Sie begann zu schluchzen, leidenschaftlich, aus tiefstem Herzen.

Ich versuchte sie zu trösten.

„Du kannst ja nichts dafür!" sagte ich.

„Ach!" seufzte sie, „das ist ein schlechter Trost! Freilich, ich habe den Misko nicht erschlagen! Aber ist nicht der Hritzko mein Bruder? Fällt nicht auf mich, was ihn trifft? Und fällt es nicht auch auf diesen lieben, guten Menschen, wenn ich sein Weib werde?"

„Das ist nicht vernünftig, Mädchen," sagte ich. „Du hast schweren Kummer genug; willst du auch noch darüber grübeln, was etwa böse Menschen über deinen Mann in Zukunft sagen könnten?"

„Unter den Menschen lebt man!" wendete sie ein. „Aber es geht mir ja nicht allein um das, was

etwa der oder jener über uns reden mag! Es ist etwas andres, was mich bedrückt. . . ."

Sie brach ab und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, dann ließ sie dieselben sinken und beugte sich weit vor, wie um mir besser ins Antlitz schauen zu können.

„Du wohnst wohl in Czernowitz, Herr?" fragte sie.

„Nein — ich bin da nur auf Besuch!"

„Und gehst dann wieder fort?"

„Ja, nach Suczawa. Dort bin ich daheim. Warum fragst du?"

„Warum? . . . Ach, mein armes Herz ist so schwer und mein armer Kopf so wüst! Ich würde gern einen Rat haben! Und wen hätte ich etwa darum fragen sollen? Mein Geo'rg kann mir nicht raten; es geht ihn ja selbst an! Und die Leute im Dorfe? Sie blicken mich alle verächtlich an, seit das Unglück über mich gekommen ist, und meinen, das sei nur die gerechte Strafe dafür, weil ich mich mit einem Schwaben verlobt habe. . . ."

„Das ist ja wahnwitziges Geschwätz!" rief ich. „Das kann dich unmöglich hart treffen!"

„Nein!" sagte sie, „das freilich nicht! Ich weiß nicht, ob die Schwaben vielleicht besser sind, als wir Ruthenen, aber ebensogut sind sie gewiß. Und Mensch bleibt Mensch, und dem Herzen kann man nicht befehlen. Ich habe es auch nur deshalb gesagt, weil ich dir beweisen wollte, daß ich mich wirklich mit niemand im Dorfe beraten kann! Also Herr, wärest du vielleicht so gütig . . ."

„Sprich nur!“ ermutigte ich. „Ich will dir nach bestem Wissen und Gewissen antworten!“

Sie nickte.

„Ja — sieh’ Herr . . . handle ich nicht schlecht an meinem Georg, wenn ich darein willige, sein Weib zu werden? Er verfeindet sich dadurch mit allen Leuten, unter denen er leben muß — das ist nicht so wenig, wie du glaubst, das ist sehr viel, Herr! Aber noch mehr: seine Eltern wenden sich deshalb von ihm ab und werden sich nie beruhigen oder versöhnen lassen! Darf ich ihm das aufladen? Es gibt viele Mädchen auf der Welt, aber jeder Mensch hat nur einen Vater und eine Mutter! Herr, darf ich mein Glück durch eine solche Sünde erkaufen?“

„Die Zeit streicht alles glatt!“ tröstete ich. „Sie werden euch einige Zeit böse sein und sich dann doch wieder versöhnen lassen. Und mit den andern Leuten wird es ebenso gehen. Aber wenn du meinen Worten nicht glaubst, was willst du thun? Du hast ja das alles dem Georg gewiß auch schon oft gesagt?!“

„Ja!“

„Und er hat dir geantwortet, daß er deshalb doch nicht von dir lassen will?“

„Ja!“

„Sonst wäre er auch kein braver Mensch und hätte dich nicht ernstlich lieb! Du bist ihm eben mehr, als alles andre, du bist ihm das Glück, und darum würde er unglücklich werden, wenn du ihn etwa zwängest, eure Verlobung aufzulösen!“

Sie schüttelte das Haupt.

„Unglücklich?“ sagte sie langsam und laut. „Vielleicht! Aber doch nur auf einige Monate. Und wenn er mich heiratet, so wird er unglücklich für sein ganzes Leben. . . . So ist es, Herr, was du auch in deinem Erbarmen dagegen sagen magst. So ist es!“

„Nein!“ rief ich. „Siehst du, wer mitten im Flusse dahintreibt, übersieht doch die Breite des Wassers sicherlich weniger gut, als wer ruhig am Ufer steht. Du fühlst dich so tief in deinem Unglück daß du es für größer hältst, als es ist, Mädchen, daß du es für ewig hältst! Aber in Wahrheit wird es rascher vorbeigehen, als dein armes Herz jetzt glauben kann. Denn was wäre deine Schuld an jener unglücklichen That? Selbst wenn dein Bruder ein Raubmörder wäre, dich könnte kein gerechter und einsichtiger Mensch für sein Verbrechen verantwortlich machen und büßen lassen. Nun war es ja obendrein eine rasche That, das Ergebnis eines unglücklichen Augenblicks. Die Hartherzigen können deinen Bruder verdammen, die Weichherzigen werden ihn bemitleiden, aber verachten darf ihn niemand. Und dich, seine Schwester, sollte die Verachtung treffen?“

Sie hatte wieder die Hände vors Gesicht gepreßt und weinte still vor sich hin.

„Das ist bitter,“ schluchzte sie, „daß auch du mir nichts Besseres zu sagen weißt! Denn das alles habe ich mir ja schon selbst gesagt, aber es kann mich nicht

trösten. . . . Also, was meinen Georg betrifft, da habe ich deinen Rat vergeblich gesucht. . . ."

„Es genügt dir nicht?!" rief ich.

„Nein, Herr," erwiderte sie mit großer Entschiedenheit. „Es ist aber nicht deine Schuld! Du lebst in einer Stadt, und nicht in Frataucz oder Tereschenу. Du kannst dir wohl vielleicht denken, wie es in einem Dorfe zugeht, aber recht weißt du es doch nicht. Und darauf kommt es eben an! Aber bezüglich des zweiten kennst du dich besser aus, als ich. Ich will dich wegen meines Bruders befragen!"

„Gern, aber ich bin nicht rechtskundig! Hast du dich nicht schon beim Advokaten danach erkundigt?"

„Natürlich!" rief sie eifrig. „Aber ich verdiene es, daß du so fragst. Du denkst gewiß: das ist häßlich! Sie geht zu ihrem Bruder, um ihn vielleicht zum letztenmal im Leben zu sehen, und denkt dabei nur an sich und an ihren Bräutigam. Ist es nicht so?"

„Nun," sagte ich zögernd, „ich dachte . . ."

„Du dachtest," fiel sie mir ins Wort, „das ist eine hartherzige Schwester, ein schlechtes Mädchen —"

„Das nicht, aber —"

„Etwas Aehnliches!" ergänzte sie. „Es wäre ja zu verwundern, wenn du anders dächtest! Aber du thust mir damit doch unrecht, Herr, so wahr mir Gott helfe, du thust mir schweres Unrecht!"

Sie hob feierlich die Hand empor. „Ich habe jetzt und immer mehr für meinen Bräutigam gesorgt als für mich, und für meinen Bruder mehr

als für den Georg. Ja, eben deshalb, weil ich an ihn denke, kann ich gar nicht mehr glauben, daß ich noch einmal glücklich werden kann! Es ist so furchtbar: ich soll in Ruhe weiterleben, ich soll ein glückliches Weib werden, während er — — o! mein Bruder! mein Bruder!"

Sie rief es mit dem Tone des erschütterndsten Jammers, der tiefsten Verzweiflung. Auch der Ausdruck ihrer Züge, der bisher düster, aber ruhig gewesen, wandelte sich jählings: die bängste Hilflosigkeit sprach daraus, ein wilder, trostloser Schmerz.

Ich versuchte kein Wort des Trostes mehr, ich fühlte, daß es thöricht und vergeblich sein würde, und begnügte mich daher nach einer Weile zu sagen:

„Du wolltest mich darüber befragen?"

„Ja!"

Sie nahm sich gewaltsam zusammen, auch der Ausdruck der Züge glättete sich wieder. Ich konnte dies deutlich gewahren, denn nachdem wir das Wäldchen hinter uns gelassen, begann der Morgen zu grauen, und der Mond sank erbleichend hinter eine Wolkenbank, die im Westen über der Serethebene stand . . .

„Ja!" wiederholte sie, „du bist ein Herr, ein Städter, du wirst von diesen Dingen mehr verstehen, als ich dumme Bäuerin. Glaubst du, daß ich meinen Bruder noch in aller Frühe, vor der Verhandlung, sprechen kann?"

„Nein!" sagte ich. „Das wird leider unmöglich sein!"

„Warum?" fuhr sie auf. „Das wäre doch eine große Grausamkeit. Wir sind Geschwister — habe ich nicht ein Recht auf ihn, und er auf mich?"

„Aber du bist ja als Zeugin vorgeladen!" wendete ich ein. „Und ein Zeuge darf sich vor der Verhandlung mit dem Angeklagten nicht besprechen."

„Das ist hart," klagte sie.

„Aber leider nicht zu ändern! Höchstens, wenn du etwa darauf verzichten willst, als Zeugin vernommen zu werden —"

„Da sei Gott vor!" rief sie und streckte abwehrend die Hände gegen mich aus. „Wer soll für den Unglücklichen reden, wenn nicht ich es thue? . . . Nein! Nein! auch der Verteidiger will mich als Zeugin!"

„Dann thue nur, was er dir rät," sagte ich. „Der Doktor H. ist ein guter, verständiger Mann."

„Kennst du ihn?" rief sie freudig. „Ja, alle haben ihn mir gelobt. Ach, wenn es nur auf seine Tüchtigkeit ankäme, ich wollte ruhig sein! . . . Muß er wirklich sterben?" schrie sie plötzlich gellend auf.

„Nein!" beteuerte ich. „Ich kenne den Fall nicht genau, ich weiß nicht, ob wirklich ein vorbedachter Mord oder gar ein Meuchelmord vorliegt, aber selbst, wenn dies Schlimmste wahr wäre, so würde ein Todesurteil wohl gefällt, aber nicht vollstreckt werden. Dein Bruder ist bis zu seiner That brav gewesen und in gutem Leumund gestanden. Der Kaiser wird sich sicherlich seiner erbarmen und die Strafe in Kerker umwandeln."

„Auf Lebenszeit?!“ schrie sie auf. „Und das nennst du Erbarmen! Aber nein, ich will mich nicht versündigen, es wäre doch milder, als der Tod. Denn mein Hritzko hängt am Leben, er klammert sich daran — sie müßten ihn stückweise töten! . . .“

Ihre Augen schlossen sich, als wollte sie das entsetzliche Bild nicht sehen, das ihr die erregten Sinne vorspiegelten.

„Also lebenslänglicher Kerker wäre wohl das Mildeste?“

„Ich weiß ja nicht, wie sich die Sachen verhalten,“ wiederholte ich. „Hat dein Bruder den Misko etwa im Schlafe ermordet?“

„Nein!“

„Oder ist er deshalb in den Wald gegangen, um ihn zu töten?“

Sie schwieg.

„Du weißt es nicht?“

Sie schüttelte den Kopf, eine glühende Röte überzog ihr Antlitz und sie wendete sich ab, als wollte sie meinem Blick entgehen. Ich betrachtete sie erstaunt. Wie konnte sie durch diese einfache, selbstverständliche Frage, die sie doch sicherlich schon oft genug gehört, in solche Verlegenheit geraten? . . . Hatte ihr Bruder in der That einen vorbedachten Mord verübt, und wollte sie ihn weder verraten, noch lügen?!

Wir fuhren eine Weile schweigend dahin, an dem langgedehnten Volksgarten vorbei, dem großen Park im Süden der Stadt Czernowitz.

Es war bereits heller Tag geworden; als wir die Siebenbürgergasse erreichten, begegneten uns schon einzelne Leute, und die Diener, die eben die Läden öffneten, blickten uns neugierig an.

„Willst du mir noch eine rechte Gnade erweisen?“ begann das Mädchen plötzlich wieder. „Ich bin zwar schon einmal bei dem Herrn Doktor gewesen, aber ich kenne mich in der Stadt schlecht aus und würde sein Haus nicht finden. Zudem drängt die Zeit, um neun Uhr beginnt die Verhandlung —“

„Ich soll dich zu dem Hause führen, wo er wohnt?“

„Ja — wenn es nicht zu viel verlangt ist!“

Ich gab dem Kutscher den Auftrag.

„Gut!“ sagte Fedko grimmig, „fahren wir also noch ein wenig in die Landhausgasse spazieren. Natürlich, warum nicht, es ist ja erst sechs Uhr — und wir sind ja erst acht Stunden unterwegs, und die Pferde noch ganz frisch!“

Als wir uns dem Hause näherten, wo mein Freund seine Kanzlei hatte und dicht daneben seine bescheidene Junggesellenwohnung, konnten wir ihn schon von weitem erblicken, ihn, oder richtiger nur seine Nasenspitze und seine lange Pfeife. Er hatte offenbar eben sein Frühstück beendet und dampfte vergnüglich in die frische, herbstlich kühle Morgenluft hinaus.

Ich rief ihn an.

Er streckte den Kopf weiter vor und musterte mich und meine Begleiterin erstaunten Blickes.

„He!“ rief er, „was bringst du da mit?“

Dann schien er die Hanusia doch zu erkennen, denn er nickte ihr zu und rief ruthenisch herab: „Ja — kommt nur herauf!“

Ich blieb unschlüssig stehen — das Mädchen blickte mich verlegen an.

„Willst du nicht mitkommen, Herr?“ fragte sie. „Du meinst es ja offenbar gut mit mir, auch habe ich keine Geheimnisse zu bereden! Und vielleicht kannst du bei deinem Freunde ein gutes Wort für mich einlegen!“

Ich gab Fedko den Auftrag, heimzufahren und folgte dem Mädchen.

Als wir die Treppe zum ersten Stockwerk erstiegen, stand mein blonder, robuster Freund bereits harrend in der geöffneten Thür seiner Stube.

Er nickte dem Mädchen zu und bot mir die Hand.

„Wie bist du zu dieser Bekanntschaft gekommen?“ fragte er lächelnd.

Ich erklärte es ihm in kurzen Worten.

„Kommen die übrigen Zeugen nicht zur Verhandlung?“ fragte er das Mädchen.

„Ja! — Später! Ich wollte dich nur vorher fragen —“

„Wie es um die Sache steht?“ fiel er ihr mit schärfer Stimme ins Wort. Denn er gehörte zu jenen, nicht eben seltenen Menschen, die ängstlich bemüht sind, ihr weiches Herz hinter einer rauhen Hülle zu verbergen. „Schlimm steht's!“

Er begann erregt auf und ab zu gehen und blies dabei dichte Rauchwolken von sich.

„Sehr schlimm!“ wiederholte er.

Das arme Mädchen wurde totenfahl, und ein Zittern überlief ihren Körper.

„Er wird sterben müssen?“ flüsterte sie halblaut mit versagender Stimme.

„Nein! Nein!“ rief H. eifrig, führte sie zu einem Sessel hin und faßte ihre Hand. „Es thut mir ja selbst sehr leid, aber —“

„Er wird sterben müssen?“ wiederholte sie ihre Frage.

„Nein!“ rief er heftig. „Du darfst mir meinen eigenen Kopf herunterreißen, wenn es geschieht! Das heißt: wir können uns immerhin darauf gefaßt machen, daß ein Todesurteil gefällt wird, wir müssen es sogar, da es — leider Gottes — das Wahrscheinlichste ist, aber das Urteil wird nicht vollstreckt werden!“

„Das verstehe ich nicht,“ klagte das arme Mädchen leise und drückte die Hände flach an die Schläfen. „Auch der Herr hier hat mir ähnliches gesagt, aber ich habe es auch nicht verstanden. Wozu wird das fürchterliche Urteil ausgesprochen, wenn man weiß, daß es nicht vollstreckt wird? Wollen sich die Richter nur einen Scherz mit dem Unglücklichen machen?!“

„Nein!“ beteuerte der Anwalt. „Die spaßen wahrhaftig nicht! Sie folgen eben nur dem Gesetz, aber weil das Gesetz manchmal zu hart ist, so mildert die Gnade des Kaisers die Härte. Uebrigens — das kann ich dir später einmal erklären! Vor allem sage mir: weißt du vielleicht, wie sich das Unglück begeben hat?“

Sie gab keine Antwort, sondern starrte nur vor sich hin.

Dann überlief ein Zittern ihren Körper, sie seufzte tief auf und preßte die Lippen fest aufeinander.

„Nun?“ fragte der Anwalt ungeduldig.

„Was sagt denn mein Bruder darüber?“ fragte sie schüchtern.

„Nichts!“ rief er, „das ist ja eben das Unglück.

Die schlimmste Aufklärung könnte ihm nicht so schaden, als dieses hartnäckige Schweigen!“

„Aber er soll ja ein Geständnis abgelegt haben?“ fragte ich.

„Ja — das heißt, er hat erklärt: ‚Ich habe den Misko erschlagen!‘ — das ist alles. Aber wie? Warum? — darauf ist keine Antwort von ihm zu haben. Vergeblich hat der Untersuchungsrichter in ihn gedrungen, ebenso ich, der ich es sicherlich gut mit ihm meine. Er hat anfangs erzählt: ‚Misko hat mich einen dummen Ruthenen, einen Tölpel geschimpft, und dadurch bin ich so in Wut geraten, daß ich mich auf den Kerl gestürzt und ihn totgeschlagen habe.‘ Aber dieses Geständnis hat er schon bei der zweiten Vernehmung zurückgezogen. ‚Hritzko,‘ hat ihm der Richter gesagt, ‚lüge nicht, das klingt unwahrscheinlich!‘ Und was erwiderte der Hritzko?! ‚Ja, Herr Richter, es klingt unwahrscheinlich, weil es eben auch nicht wahr ist! Aber die Wahrheit kann ich nicht sagen!‘ Und dabei ist er geblieben! Soll man da nicht die Geduld verlieren?!“

„Hast du ihm auch recht vorgestellt,“ fragte ich, „wie sehr er sich dadurch schadet?“

„Freilich! Aber eher könnte ich diese Mauer hier von der Stelle rücken. Es ist unbegreiflich. Denn der Bursche ist ja klug genug, um einzusehen, wie viel von seiner Aussage abhängt! Die Frage, ob hier ein Mord oder ein Totschlag vorliegt, ist ganz unaufgeklärt. Allerdings war die tödliche Wunde am Hinterhaupte

des Misko; schweigt der Bursche auch heute, so wird er daraufhin wegen Mords, wegen vorsätzlichen und meuchlerischen Mords verurteilt werden. Die verhängnisvolle Bedeutung erhält jedoch die Beschaffenheit der Wunde nur durch sein Schweigen; es wäre ja immerhin möglich, daß er mit dem Misko in einen Wortwechsel geraten ist, dabei die Hacke gegen ihn geschwungen hat und sie in dem Augenblick hat niedersausen lassen, wo sich der Misko umgewendet hat, sei es, um zu fliehen, oder seinerseits zu einer Waffe zu greifen. . . . Ich werde nun freilich einen Totschlag wahrscheinlich zu machen suchen, aber gelingen wird es mir kaum!"

Das Mädchen hatte ihm vorgebeugten Hauptes zugehört.

„Ach!" sagte sie mit unsicherer Stimme, „er schweigt, weil er glaubt: ‚Mein Schicksal ist beschlossen, mir nützt nichts mehr!' So hat er es ja leider in allem gemacht; zuerst bäumt er sich wild auf, als wolle er den Herrgott selbst zu seinem Willen zwingen, und dann läßt er alles geschehen! Er glaubt eben, daß ihn ohnehin nichts mehr retten kann!"

„Das kann er nicht glauben!" rief der Anwalt eifrig. „Er weiß wohl, daß er bei einer Verurteilung wegen Totschlags nur einige Jahre Kerkers zu befürchten hat. Außer seinem Jähzorn könnte ja auch der schlechte Ruf des Misko als Milderungsgrund für ihn sprechen. Er weiß es ganz genau. Und so habe ich kaum eine andre Erklärung für sein Schweigen,

als diese: es liegt hier noch außerdem etwas Fürchterliches, etwas Schändliches vor, und er spricht nur deshalb nicht, weil er fürchtet, es müsse sonst zu Tage kommen. Sich selbst will er dadurch nicht schonen, wohl aber andre! Der Beweggrund, der diesen braven, bisher tüchtigen Jungen zum Verbrecher gemacht, muß ein gräßlicher sein! Er schweigt, weil er sonst auch davon reden müßte; aus Schonung für jemand anderen richtet er sich selbst vollends zu Grunde!"

„Cherchez la femme!" sagte ich.

„Ja!" erwiderte H. zu mir gewendet in deutscher Sprache. „Das war auch mein erster Gedanke. Und es findet sich auch in den Akten ein Faden, den ich anfangs eifrig verfolgte, aber —"

Das Mädchen unterbrach uns. Sie hatte sich mühsam erhoben, und ihr Fuß wankte.

Aber auf dem bleichen Antlitz lag die Ruhe eines festen Entschlusses.

„Es ist so, wie du glaubst, Herr Doktor," sagte sie. „Er verschweigt den Grund, der ihn zur That getrieben hat, weil andre darüber erröten könnten. Auch ich habe geschwiegen und eben vorhin noch gelogen und alles auf seine Natur geschoben, weil ich dachte: Es ist sein Geheimnis, und wenn er nicht sprechen will, so darf auch ich, seine Schwester, es nicht thun! Und vielleicht war es auch, weil ich mich schämte."

Sie stockte, eine glühende Röte überflog ihr Antlitz.

„Sprich! Sprich!" drängte der Anwalt.

„Aber jetzt will ich reden,“ fuhr sie fort. „Es geht um Leben und Tod, und eben deshalb, weil ich seine Schwester bin, darf ich nicht schweigen. Also höret: Um zweier Weiber willen ist die Unthat geschehen!“

„Ich dachte es ja ohnehin!“ rief H. eifrig. „Freilich vermutete ich nur eine: Die Marisia Sosenko. Die ist es doch?“

„Ja!“

„Und die andre?“

„Bin ich!“

Sie sagte es laut, deutlich, aber im selben Momente brachen ihr die Thränen aus den Augen und strömten über die Wangen.

„Du!“ riefen wir erstaunt. „Wie war das möglich? Wie ist das zugegangen?“

Sie antwortete nicht, sondern weinte wild, leidenschaftlich fort.

„Ach!“ schluchzte sie dann, „wer weiß, wer die größte Schuld an seinem Unglück hat, die Marisia, das schlechte, leichtsinnige Weib, oder ich, die es immer besser mit ihm gemeint, als mit mir selbst. Ich habe ihn zum Verbrecher gemacht, nur ich!“

Dann trocknete sie ihre Thränen und zwang sich mit sichtlicher Ueberwindung zur Ruhe.

„Ich will es kurz machen,“ begann sie mit halberstickter Stimme. „Wir haben keine Zeit zu verlieren, die Verhandlung soll ja in zwei Stunden beginnen. Also höret!

„Mein Hritzko war bis zur heurigen Fastnacht der bravste Mensch, der beste Bruder, der fleißigste Arbeiter im Dorf. Wir haben nur ein bißchen Acker ererbt, wir mußten gut haushalten, um auszukommen; er that alles, was in seiner Kraft stand. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hat er sich in unsrer kleinen Wirtschaft abgeplackt, und wenn es da nichts zu thun gab, so verdingte er sich als Knecht zu fremden Leuten, um einige Groschen ins Haus zu bringen.

„Sein einziger Fehler war sein Jähzorn, den er leider vom Vater ererbt hat, aber auch das — schien es — wurde mit den Jahren besser, besonders deshalb, weil er sich vor meinem Bräutigam schämte. Ich war ganz glücklich darüber, denn in allem übrigen war nichts an ihm zu tadeln. Er trank nicht, er ließ sich in keine Liebeleien ein, er kümmerte sich um nichts,

als um seine Arbeit, und seine Erholung war, mit mir und dem Georg beisammenzusitzen und zu plaudern.

„Das wurde leider zur Fastnacht plötzlich anders — Ihr ahnet wohl, warum!“

„Er lernte die Marisia kennen?“ fragte der Anwalt.

„Ja! Das heißt: gekannt hat er sie schon früher, aber er war ihr aus dem Wege gegangen, wie jeder brave Mensch. Denn die Marisia — ich will nicht nachsagen, was die Leute von ihr aus der Zeit erzählen, wo noch ihr Mann gelebt hat, und was sie darüber flüstern, auf welche Weise dieser arme, alte Mann gestorben ist. Aber so viel ist gewiß: sie ist ebenso schlecht, als sie schön ist; es war gar nicht schwer, ihr Liebhaber zu werden, und nie hat sie sich mit dem einen begnügt, dem Misko. Denn der hat es seit Jahren mit ihr gehalten, und es hat ihm wenig Kummer gemacht, daß sie daneben auch andre Liebhaber hatte, so viele, wie Finger an den Händen oder noch mehr.

„Kurz, sie war erzschlecht, und mein Hritzko hat mir oft genug gesagt: ‚Es ist eine rechte Schande für unsre Gemeinde, daß sie ein solches Weibsbild in Terescheny duldet!‘ Da kam dieser unglückselige Fastnachtssonntag, und auf mein eigenes Zureden ging er zur Musik ins Wirtshaus.

„Da sah er die Marisia tanzen und wurde wie verzaubert. Sie ist ja schön, und die Leute sagen, daß jeder Mann zu zittern anfängt, wenn er sie tanzen sieht, — aber ich glaube doch immer, es ist bei meinem

Bruder nicht mit rechten Dingen zugegangen! Denn wenn andre sich in sie vergafft haben —"

Das Mädchen wurde rot und fuhr dann fast murmelnd fort:

... „Dann sind sie ihr eben nachgegangen. ... Mein Hritzko aber wird traurig und still, geht mit gesenktem Haupte daher, spricht mit sich selbst wie ein Verrückter, und wenn ich ihn anrufe und frage: ‚Um Gott, was ist dir? Du mußt etwas Fürchterliches erlebt haben!' dann schüttelt er nur den Kopf, wagt es nicht, mir in die Augen zu sehen, und sagt: ‚Laß nur, Schwester, es wird wieder vorbeigehen!'

„Aber es ist nicht vorbeigegangen, sondern immer ärger geworden. Er aß nicht mehr, er schlief nicht mehr — und so ging ich in meiner Herzensangst zum Georg nach Fratautz hinüber und klagte ihm mein Leid.

„Er kam auch sogleich mit und nahm den Hritzko ins Verhör. Aber der sagte nur trotzig: ‚Man kann nicht immer tanzen und pfeifen — was kümmert dich meine Traurigkeit? — Laß mich!' Das machte mich noch unruhiger. Mein Bräutigam freilich meinte lachend: ‚Ich wette, er ist verliebt, lassen wir ihn!' — Aber ich konnte nicht daran glauben. ‚Das müßte ich wissen,' dachte ich, ‚er würde sich schon durch irgend ein Wort verraten haben!'

„Etwa drei Wochen ging das so fort, da bemerkte ich plötzlich eine große Veränderung an dem armen Burschen."

„Er wurde plötzlich sehr lustig?" fragte H.

„Nein, das nicht — er blieb scheu und still, wie zuvor, aber in seinen Augen brannte ein wildes Feuer, und wenn er glaubte, daß ihn niemand sah, so griff er zu seinem Spiegelchen und beschaute sich darin. Nun hielt er auch auf seine Kleidung weit mehr als früher, kaufte sich einen schönen Gürtel und einen neuen Hut, und wurde ärgerlich, wenn ich meinte, daß es der alte auch noch eine Weile gethan hätte. . . . ‚Es ist von meinem eigenen Verdienst!‘ brauste er auf, ‚wer so viel arbeitet, wie ich, hat wohl auch das Recht, sich zu kleiden, wie ihm beliebt!‘

„Nun — ich sagte nichts mehr und schwieg um des lieben Friedens willen, aber gerade mit der Arbeit stand es um jene Zeit recht schlimm. Er, der sonst den Müßiggang wie eine Sünde gehaßt hatte, schlief bis in den halben Morgen hinein und schlenderte dann im Hofe oder auf der Straße umher, stundenlang ohne Zweck und Ziel. Und wenn er sich endlich an eine Arbeit machte, so geschah es unwillig und er ließ sie bald. Nun fiel es ihm auch nicht mehr bei, sich auswärts um einen Verdienst umzuthun, und wenn einer der Grundbesitzer, bei denen er früher gearbeitet, um ihn schickte, so wies er den Boten mürrisch oder gar höhnisch ab: ‚Bin ich ein Knecht? Wenn ich mich früher zuweilen freiwillig um Arbeit bei deinem Herrn beworben habe, so bin ich deshalb doch kein Taglöhner, den man sich nach Belieben holen läßt!‘

„Mir that das Herz bitterweh, wenn ich solche Reden anhörte, nicht um des Verdienstes willen, der

ihm und dem Hauswesen entging — und ihr dürft es glauben, liebe Herren, wir hätten's gut brauchen können, aber ich mußte denken: Ach! was ist in den wenigen Wochen aus meinem fleißigen, willigen Bruder für ein abscheulicher Müßiggänger und Stänkerer geworden! Denn nun zankte er auch mit mir, was früher nie vorgekommen war; fast alle Tage gab es Hader zwischen uns, die Wirtschaft kümmerte ihn nicht mehr, und die notwendige Arbeit mußte ich selbst verrichten. Nun, ich that es ja auch, that es gern, und nicht die Unlust zur Arbeit machte mich so traurig, sondern die Sorge um ihn!"

„Und von seiner Liebe zu Marisia hattest du noch immer keine Ahnung?" fragte ich.

„Nein, Herr! — Auf die wären meine Gedanken nicht von selbst verfallen, auch wenn ich hundert Jahre nachgegrübelt hätte. Und andre Leute konnten es mir nicht sagen, weil sie es eben auch nicht wußten. Wenn dieses schlechte Weib sonst mit jemand eine Liebelei angefangen hatte, so hielt sie das gar nicht geheim, prahlte sogar mit dem neuen Liebsten, auch wenn es diesem gar nicht recht war, um nur den Leuten zeigen zu können: ‚Seht ihr, ich brauche nicht einmal mit dem kleinen Finger zu winken, und der schönste, bravste Mensch läuft mir wie verrückt nach!'

„Diesmal jedoch schwieg sie, und auch mein Hritzko verriet sich nicht. Wenn sie einander bei Tage begegneten, so blickten sie sich gar nicht an, aber nachts ging er zu ihr. Niemand im Dorfe wußte es, bis es

endlich einer erfuhr, der besonderen Grund hatte, der Sache nachzugehen, und auch der erkundete es gegen den Willen der beiden. . . ."

„Das war wohl der Misko?"

„Ja!"

„Was war dies für ein Mensch?" fragte der Anwalt eifrig. „Es wird von großer Wichtigkeit sein, daß sein Leumund bei der Verhandlung klargestellt wird. Was weißt du über ihn?"

„Wenig mehr," erwiderte das Mädchen, „als was alle Welt weiß! Er war ein Ungar aus Andrasfalva, ein schlanker, hagerer Mensch von etwa dreißig Jahren und diente seit etwa fünf Jahren als Pferdeknecht bei unserm Richter. Seinem Herrn hat er, sagt man, fleißig und ehrlich gedient, auch den Stall gut betreut, aber im übrigen hätte ihm niemand etwas Gutes nachsagen können! Mit zwei Vergnügungen schlug er seine freie Zeit tot: er hänselte die Burschen und verführte die Mädchen.

„Als er ins Dorf kam, waren ohnehin alle Leute, Ruthenen und Schwaben, gegen ihn, weil er eben ein Ungar war, ein ‚Zigeuner', wie man ihm spottweise nachrief. Heimisch und beliebt wäre er wohl niemals unter uns geworden, nun that er noch obendrein alles, um sich verhaßt zu machen. Er betrachtete jeden Burschen im Dorfe wie einen Feind und that jedem so viel Tücken an, als er nur konnte. Stellte ihn der Betroffene zur Rede, so prügelte er ihn durch, und wenn ihm ihrer mehrere auflauerten, so wußte er ihnen

zu entgehen und bearbeitete sie dann einzeln oder zu zweien, wo er sie eben traf. Denn er war so stark und gewandt, daß man wirklich dem Gerücht glauben konnte, er halte es mit dem Teufel.

„So schlecht er aber mit den Burschen stand, so gut verhielt er sich — leider! — mit den Weibern. Es war gewiß nur eine freche Lüge, wenn er prahlte, daß ihm keine im Dorfe widerstehen könnte, aber obwohl es schändlich ist, muß ich doch die Wahrheit sagen, daß er viele Mädchen unglücklich gemacht und viele Weiber verführt hat. Denn er war ja ein hübscher Mensch, und was den Burschen mißfiel, bezauberte die Mädchen: daß er ein Fremder, ein mutiger Mensch, ein Teufelskerl war. Wer weiß, wie viele Opfer er auf dem Gewissen hat, ich glaube, es sind ihrer mehr, als man ahnt! Denn wie frech und prahlerisch er auch war, Namen hat er nie genannt, man hat das Unglück nur immer hinterher ohne seine Schuld erfahren. Nur mit der Marisia hat er es ganz offenkundig gehalten, und sie mit ihm, da war ja ohnehin nichts mehr am Ruf zu verderben. Die beiden waren sehr duldsam gegeneinander; sie kümmerte sich nicht darum, wem er daneben nachlief, und er fragte nicht, wer noch außerdem zu ihr kam . . .

„Ach! Ihr Herren . . .“

Die Erzählerin stockte.

Sie hatte bisher hastig, mit dumpfer, tonloser Stimme berichtet, offenbar nur einer inneren Notwendigkeit gehorchend und ohne zu erwägen, ob es sich

auch schicke, daß ein Mädchen solche Dinge fremden Leuten erzähle. Erst jetzt schien sie diese Erwägung zu überkommen, sie wurde rot und bleich und wagte nicht, den Blick zu erheben.

Wir errieten, was in ihr vorging.

„Sprich nur,“ sagte der Anwalt gütig. „Wir wissen deshalb doch, was wir von dir zu denken haben!“

„Ja,“ erwiderte sie und schlug den Blick wieder voll auf, „es ist ja auch notwendig.

„Also — durch den Misko erfuhr ich, wie es um meinen Bruder stand. Eines Morgens im Frühling, ich arbeite auf unserm Krautacker, da kommt er herangeritten und hält das Pferd an. ‚Guten Tag!‘ ruft er herüber, ‚ich habe mit dir zu reden. Komm her!‘ — ‚Aber ich nichts mit dir!‘ erwidere ich. ‚Trolle dich!‘ — ‚O du Spröde!‘ lacht er, ‚ich weiß ja, daß du leider nichts von mir wissen willst, aber das ist auch nur vorläufig, du wirst schon zur Vernunft kommen!‘ — ‚Schäme dich!‘ rufe ich, ‚nur ein Halunke beschimpft und belästigt ein Mädchen, das ihm nie Anlaß dazu gegeben hat.‘ — ‚Nun,‘ erwidert er in ganz anderm Ton als bisher, ‚ich will auch wahrhaftig kein zärtliches Gespräch mit dir führen! Ich will dir eine Neuigkeit sagen, die dich weit mehr angeht als mich. Weißt du, warum dein Bruder so verdrossen und träge geworden ist?‘ — ‚Nun?‘ frage ich bebend und trete näher heran. ‚Was willst du mir vorlügen?‘ — ‚Es ist die Wahrheit,‘ beteuert er.

‚Er ist der Geliebte der Marisia geworden und kommt allnächtlich zu ihr!‘ Mir wird's zu Mute, als müßte mir mein Herz stillstehen. ‚Du lügst!‘ rufe ich. — ‚Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!‘ sagt er. ‚Und die Marisia hat es mir vor einer halben Stunde selbst gestanden!‘ — ‚Es kann ja nicht sein!‘ rufe ich angstvoll. — ‚Nun,‘ sagt er, ‚so überzeuge dich selbst, schleiche ihm heute abend nach!‘ Und ernst fügt er hinzu: ‚Mache der Sache ein Ende, wenn du kannst: sie richtet ihn zu Grunde!‘ — ‚Was geht's dich an?‘ erwidere ich. ‚Warum warnst du mich? Du kannst ja nur deine Freude daran haben, wenn einer von uns zu Grunde geht!‘ — ‚So schlecht bin ich nicht!‘ sagt er. ‚Ich habe Mitleid mit dir. Uebrigens — ich will mich nicht besser machen als ich bin — ich habe auch einen andern Grund dazu. Du weißt, wie ich mit der Marisia stehe, jeder Mensch im Dorfe weiß es. Ich habe sie anfangs ehrlich lieb gehabt und wollte sie heiraten und ein braver Ehemann werden, bis ich erkannt habe, daß es ihr eben unmöglich ist, Treue zu halten. Da haben wir uns denn so miteinander vertragen, wie zwei vernünftige Menschen, die einander genau kennen; ich habe keine Liebe mehr zu dem Weibe gehabt, aber sie war mir hübsch genug, um sie zuweilen zu besuchen. Ich war ihr auch stets willkommen, selbst wenn sie gerade am Tage vorher jemand anderm Treue geschworen hatte. Nun war ich, wie du weißt, zwei Monate fort, und wie ich nun vorgestern hierher und wieder zu ihr komme, weist sie mich ab.

'Lieber Misko,' sagte sie mir, 'wir wollen gute Freunde bleiben, und wenn du mich wie ein Bruder besuchen willst, so habe ich nichts dagegen. Besser ist's freilich, du kommst gar nicht mehr. Denn zwischen uns beiden ist es aus!' — 'Warum?' frage ich lachend, denn daß sie es ernst meinen könnte, kommt mir gar nicht in den Sinn. 'Willst du es vielleicht wieder einmal mit der Bravheit versuchen?' — 'Ja!' erwidert sie, 'und diesmal wird es mir besser ergehen, als damals, wo ich es deinetwegen versuchte, denn der Mann, den ich jetzt lieb habe, ist besser als du, und so wie er lieber Feuer berühren würde, als ein andres Weib, so will auch ich ihm Treue halten!' — 'Wer ist denn der Goldmensch?' frage ich. — 'Das kann ich dir nicht sagen!' — 'Warum nicht?' — 'Weil es nicht mein Geheimnis ist; übrigens wirst du es schon zu rechter Zeit erfahren.' — 'Das glaub' ich. Wenn du seiner müde wirst und mich zurückrufst!' — 'Nein, sondern dann, wenn wir in der Kirche aufgeboten werden!' — 'Er will dich heiraten?' — 'Ja!' — 'Was muß das für ein Esel sein!' — Da wies sie mir zornig die Thüre, und ich ging. Die Sache berührte mich wahrhaftig weiter nicht sehr nahe, aber erkunden wollte ich doch, wer dieser glückliche Bräutigam war. Kommen sie nicht bei Tage zusammen, dachte ich, so geschieht es doch sicherlich nachts, und so legte ich mich denn des Abends im Garten der Marisia in den Hinterhalt und spähte aus. Ich hatte nicht lange zu harren, um zehn Uhr kam dein Bruder, klopfte schüch-

tern an, wurde von dem Weibe mit Liebkosungen empfangen, und verschwand in der Hütte! . . .'

„So erzählte mir der Misko draußen am Krautacker, mir aber wollte das Herz brechen vor Scham und Kummer und Sorge. ‚Mensch!' flehte ich, ‚wenn du einen Funken Gewissen hast, so quäle mich nicht, sondern sage mir die Wahrheit! Du hast dir alles nur ausgedacht, um mich zu ängstigen! Es kann ja nicht sein!' — ‚Es ist aber doch so!' beteuerte er abermals. ‚Ich sagt' es dir ja schon: vor einer halben Stunde hat es mir die Marisia selbst bestätigt. Da traf ich sie draußen vor ihrem Hause. 'Ich wünsche dir Glück,' sagte ich, 'dieser grüne Hritzko wird ein sanfter, fügsamer Ehemann sein; er wird seinen weichen, großen Filzhut gewiß vorsorglich über die Hörner ziehen, die du ihm aufsetzen wirst!' — Sie wurde bleich und rot und versuchte zu leugnen. 'Der Hritzko? Was fällt dir bei? Den kenne ich ja kaum!' Als sie jedoch erkannte, daß alles Verstellen nutzlos sei, verlegte sie sich aufs Bitten. 'Ich beschwöre dich,' rief sie, 'schweige so lange, bis wir unsre Verlobung öffentlich machen!' — 'Da müßte ich wohl bis zum jüngsten Tag warten!' sagte ich lachend. — 'Nein — es wird in wenigen Monaten sein. Wir müssen so lange warten, bis seine Schwester Hanusia sich nach Frataut verheiratet. Denn erstens würde sie uns zu trennen suchen, wenn sie es erführe, und zweitens ist mein Hritzko ein guter Bruder und trotz aller Liebe zu mir nicht so verblendet, um

nicht meinen Ruf zu kennen; er fürchtet, daß seine Verlobung mit mir den Georg abhalten könnte, die Hanusia zu heiraten. Darum haben wir beschlossen, zu warten, bis die beiden in Frataut sind.' — 'Und wenn ich diesen schönen Plan stören und der Hanusia alles sagen möchte?' — 'Das wirst du nicht,' flehte sie, 'mache mich nicht unglücklich! Du mußt mir einen Schwur leisten, daß du schweigst!' — 'Das thue ich nicht,' sagte ich, 'und wenn ich es thäte, würde mich ein Schwur dir gegenüber binden? Es ist ja nicht Gewohnheit unter uns, einander einen Schwur zu halten, und du hast mir damals, als du mir Treue gelobtest, als ich dich heiraten wollte, ein lehrreiches Beispiel hierfür gegeben!' — 'Vergieb mir!' flehte sie. 'Schone mich!' — 'Hast du mich geschont?' fragte ich. 'Hast du daran gedacht, was ich dabei fühlte, als du, meine Braut, zur Metze wurdest? Wenn ich ein Lump bin, du hast mich dazu gemacht!' So sprach ich, Mädchen, und so dacht' und denk' ich, und darum habe ich dich aufgeklärt. Und nun handle, wie dir recht scheint!'

„So sprach er und ritt davon. Ich aber blieb noch eine Weile wie betäubt stehen, faßte dann all meine Kraft zusammen und eilte heim."

„Du wolltest deinem Bruder Vorwürfe machen?"

„Nein, Herr! So voll mein Herz von Zorn und Weh und Empörung war, ich wollte ihn nicht zur Rede stellen, sondern nur beschwören, dieser schmählichen Liebschaft ein Ende zu machen! Aber selbst,

wenn ich mit der Absicht vor ihn getreten wäre, ihm die härtesten Worte zu geben, sein Anblick hätte mir den Mut dazu geraubt.

„Ach, Herr, nun erst sah ich recht, wie verwüstet mein Bruder war. Sein Antlitz war bleich und düster, und die sonst so heiteren Augen blickten scheu zu Boden, als wagte er es nicht mehr, einem ehrlichen Menschen ins Antlitz zu sehen. So saß er in der Stube, starrte trüb vor sich hin und blickte kaum auf, als ich eintrat. . . .“

„Er leugnete wohl?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich eile auf ihn zu und falle ihm um den Hals. ‚Hritzko!‘ ruf ich, und die Thränen stürzen mir über die Wangen, ‚mein armer Hritzko, in welche Hände bist du geraten!‘ — ‚Was heißt das?‘ stammelt er, ‚was willst du?‘ — ‚Verstelle dich nicht!‘ bitte ich. ‚Ich weiß alles! Hritzko, hast du ganz vergessen, was du selbst mir so oft über diese Marisia gesagt hast?‘ Er fährt auf und ergreift meine Hand. ‚Wer hat es dir verraten?‘ ruft er. — ‚Laß das!‘ bitte ich. ‚In aller Not im Leben sind wir zusammengestanden und sollten darum auch jetzt nicht streiten! Denke, was uns die Mutter sterbend gesagt hat: Wachet übereinander! Nun denn, so frage ich dich: warum hast du es mir verschwiegen, und welches Ende soll diese unselige Geschichte nehmen?‘ — ‚Sie wird in Freuden enden,‘ erwidert er. ‚Die Marisia wird eben mein Weib! Daß wir die Meinung der Leute gegen

uns haben werden, kümmert mich wenig, wenn ich nur glücklich bin und sie glücklich mache. Das ist mein fester Entschluß, und ich habe ihn dir nur deshalb verschwiegen, weil ich mit dir und deinem Bräutigam nicht einen nutzlosen Streit führen wollte. Es ist anders gekommen; du hast es durch irgend einen Verrat oder Zufall erfahren, du wirst mich mit vielen Thränen und Beschwörungen heimsuchen, aber ich werde fest bleiben!‘ Und dabei blieb er, was ich auch sagen mochte. ‚Du beurteilst sie falsch,‘ sagte er, ‚weil du sie nicht kennst! Sie ist von ihren Eltern an einen alten, häßlichen Menschen verkuppelt worden — hätte sie, das junge, schöne Weib, ihm etwa deshalb die Treue bewahren sollen, weil er ihrem Vater den bedungenen Kaufpreis wirklich bar und voll auf den Tisch gezählt hatte? Sie hat ein braves, gutes Herz, sie hat sich nach der Liebe eines ehrlichen, tüchtigen Menschen gesehnt; ihr Unglück war, daß sie nur an solche Leute gekommen ist, wie dieser lumpige Misko, oder an andre, die auch nicht besser waren! Und wenn ich dir sogar zugebe, daß sie leichtsinnig war, so folgt daraus noch nichts, gar nichts, was mich abhalten könnte, sie zu meinem Weibe zu machen. Denn seit der Stunde, wo wir uns gefunden haben, ist sie brav und wird es immer bleiben!‘ So sprach er, und aus jedem Worte war zu erkennen, daß sein Entschluß wirklich unerschütterlich war. . . .“

„Und da ergabst du dich darein?“ fragte der Anwalt.

„Nein, Herr! — ich bot alles auf, ihn zu retten, und ruhte nicht und rastete nicht. Vor allem bat ich den Georg, zu uns zu kommen, und zog ihn ins Vertrauen. Denn auch nun war die Sache noch nicht offenkundig. Mir hatte sie der Misko gesagt, allen andern verschwieg er sie, vielleicht aus Eitelkeit.

„Nun, mein Bräutigam war sehr erschreckt, als er es hörte. Aber rasch faßte er wieder Hoffnung; er vertraute dem Einfluß, den er ja sonst auf meinen Bruder hatte. Aber auch sein Zureden war fruchtlos. ‚Ihr meint es gut,‘ sagt mein Bruder immer wieder, ‚aber ihr redet eben, wie ihr es versteht. Ihr kennt meine Geliebte nicht, ich kenne sie, und darum werden wir uns darüber nicht einigen!‘ — ‚Gut!‘ ruft Georg, ‚ich will glauben, daß sie jetzt brav ist, aber ihre Vergangenheit kann niemand mehr ungeschehen machen, nicht einmal unser Herrgott. Die Leute werden mit Fingern auf dich weisen, Hritzko, und nach einigen Monaten, wenn dein Rausch vergangen ist, wirst du dich sehr unglücklich fühlen. Die Reue wird zu spät kommen, du wirst an den Ketten reißen, die du dir selbst um die Gelenke gelegt hast, aber zerreißen wirst du sie nicht mehr können, sondern sie werden dir noch tiefer ins Fleisch schneiden!‘ — ‚Nein!‘ sagt Hritzko, ‚es wird anders kommen! Anfangs werden wohl alle die Achseln über mich zucken, die Guten wie die Nichtswürdigen, dann aber werden nur diese zu schimpfen fortfahren, die Guten aber werden sich sagen: Er hat ein gutes Werk gethan,

er hat die Unglückliche aus dem Schlamme gehoben, und es hat sich ihm reich gelohnt, denn er ist dadurch glücklich geworden! Und selbst wenn mich alle steinigten, mich würde das Bewußtsein trösten, daß ich recht gehandelt habe!' — ‚Höre, Hritzko,' erwidert mein Bräutigam, ‚du bist in einem traurigen Irrtum! Du denkst: was kümmert mich die Verachtung, wenn ich sie nur nicht verdiene. Aber, ob du sie verdienst oder nicht, wenn du die Marisia heiratest, das ist ja eben die Frage! Und ich glaube: ja! Du würdest sie verdienen! Wer ein solches Weib heiratet, ist verächtlich, selbst wenn er die beste Absicht dabei hat, und ein Thor dazu. Denn thöricht ist der Mensch, der seinen Mantel von den Schultern reißt, um damit eine Kotlache zu bedecken. Die Lache bleibt deshalb doch so breit und tief, wie sie früher war, und bald schlägt der Kot durch und verdirbt den Mantel! Hritzko! Du wirst nur deinen ehrlichen Namen verderben, aber die Schmach der Marisia tilgen kannst du nicht!' — Darauf mein Bruder: ‚Das wäre also deine Meinung,' sagt er ruhig, ‚die meine ist anders. Und damit wollen wir dieses Gespräch schließen, denn die Sache geht dich doch eigentlich nichts an!' — ‚O doch! Denn ich soll dein Schwager werden!' — ‚Was heißt das?' — ‚Das heißt, es kann mir nicht gleichgültig sein, wen meine Frau einst als Schwägerin begrüßen muß!' — ‚Sonst nichts?' — ‚Was sonst?' — ‚Nun ich dachte, du kämest mit der Drohung, daß du die Hanusia nicht nimmst, wenn ich die Marisia

heirate!' — ‚Und wenn es so wäre?' — ‚So würde ich meine Schwester sehr bedauern, dir die Rippen einschlagen und die Marisia dennoch heiraten! Denn jeder ist sich selbst der Nächste, und wo es um das Glück fürs ganze Leben geht, darf man keine Opfer bringen oder verlangen!' — ‚Du drohst umsonst!' erwidert der Georg. ‚Wenn ich solche Gedanken hätte, ich würde mich vor deinen Fäusten nicht fürchten. Ich liebe die Hanusia und werde sie darum heiraten, was du auch beginnst!' — Da fällt ihm der Hritzko um den Hals und schluchzt: ‚Bruder! Habe Mitleid mit mir, erkenne, daß ich nicht anders handeln kann!' — ‚Du Aermster,' erwidert der Georg, ‚ich erkenne nur eines: daß du leider sehr krank bist. Und darum wollen wir dich behandeln, wie einen Kranken!' Und er versprach ihm, nie wieder von der Marisia mit ihm zu sprechen, bis er selbst von ihr beginnen würde. Und mir nahm er das gleiche Versprechen ab. . . ."

Das Mädchen verstummte, holte tief Atem, setzte zum Reden an und schwieg doch wieder.

„Und hast du dies Versprechen gehalten? fragte der Anwalt.

„Nein!" schrie sie auf. „Das ist ja eben meine Schuld! Dadurch habe ich meinen Bruder zum Verbrecher gemacht!"

„Wie!" riefen wir erstaunt.

„Ja! dadurch, daß ich mein Versprechen gebrochen und doch geredet habe!"

Wir suchten sie zu beruhigen.

„Du quälst dich sicherlich ohne Grund!“ sagten wir. „Du hattest dich bis dahin so treu und klug benommen! . . .“

„Und doch!“ rief sie verzweiflungsvoll. „Doch ist es so, wie ich sage!“

„Aber wie ist das nur zugegangen?“

„Ach, es will mir nur schwer über die Lippen! Aber es muß ja sein. Also höret!“

Sie schöpfte nochmals tief und rasch Atem und fuhr fort:

„Anfangs habe ich mein Versprechen gehalten. Es ist mir nicht einmal schwer gefallen, ich habe ja eingesehen, daß alles Reden nutzlos wäre! Aber lange habe ich es nicht ertragen, müßig zuzusehen, wie mein Bruder sich so zu Grunde richtete. Ich habe noch einen Versuch gemacht, das Unglück von ihm abzuwenden. . . .“

„Du verbandest dich mit dem Misko?“

„Nein — wo denkst du hin? — Lieber hätte ich mich dem Teufel verschrieben, als mit diesem Menschen eine gemeinsame That verabredet! Nein — etwas andres that ich: ich ging zur Marisia und sank vor ihr auf die Kniee und bat sie so heiß, so flehentlich, wie noch nie ein Mensch den andern um etwas angefleht hat, von meinem Bruder zu lassen.“

„Es war natürlich nutzlos?“

„Ja!“

„Sie wies dich barsch ab?“

„O nein! Sie war anfangs sehr erfreut über meinen Besuch, weil sie meinte, ich käme nur, um die Bekanntschaft meiner künftigen Schwägerin zu machen.

Als sie dann meinen Zweck erfuhr, blieb sie dennoch ganz sanft, zerfloß in Thränen, schwur, daß man sie ungerecht verleumde, daß sie meinen Bruder glücklich machen wolle, und was solcher Redereien mehr waren. Ihr drittes Wort war: ‚Ich werde mir diesen braven Menschen verdienen!‘ O, diese Niederträchtige, die tückische Heuchlerin!“

Sie schrie es förmlich, ihre Fäuste ballten sich.

„Du glaubst, sie habe es mit diesen Vorsätzen nicht ehrlich gemeint?“

„Nein, ich bin überzeugt, sie hat schon damals vorgehabt, schamlos zu werden, wie zuvor, wenn nur erst die Hochzeit erschlichen war. Aber sie wartete nicht einmal so lang — höret nur! Woche auf Woche verstrich, mein Bruder ging noch immer einher, wie ein Trunkener, und wenn er überhaupt den Mund zu mir aufthat, so war es zu der Frage: ‚Wann heiratest du endlich? Ich habe mir es gelobt, solang still zu warten, aber wenn du es etwa absichtlich in die Länge ziehst, so werde ich die Geduld verlieren!‘ Ich antwortete ihm stets nur: ‚Du weißt ja, daß wir im Herbste heiraten werden!‘

„Die ersten Male gab er sich auch mit dieser Antwort zufrieden und schämte sich sogar, so hart gegen seine Schwester zu sein, aber je näher der Sommer rückte, desto ungeduldiger wurde er, und ich merkte wohl, daß ihn die Marisia unaufhörlich hetzte und trieb. Es dauerte ihr zu lange; sie fürchtete doch immer, der arme Bursche könnte aus seinem wüsten

Rausch erwachen. Darum suchte sie ihn auch immer fester an sich zu binden und brachte dabei unmerklich, mit halben Andeutungen, die Nachricht von ihrer Verlobung unter die Leute.

„Ach! — was ich da zu hören bekam — es ist nicht zu sagen! Auch Hritzko erhielt nun einen Vorgeschmack von dem, was ihn im Dorfe erwartete, wenn er sein Vorhaben wirklich ausführte; er litt sehr, fast täglich kam er in einen Wortwechsel oder in eine Prügelei mit seinen Kameraden, die ihn hänselten, und wenn er nun heimkam, im tiefsten Herzen gekränkt und vor Wut zitternd, dann — ach! . . . Ihr Herren, es war eine schreckliche Zeit, und ich habe nicht geglaubt, daß mir noch eine schrecklichere beschieden sein könnte. Und doch ist sie jetzt über mich gekommen!“

Sie schlug die Hände vors Gesicht und begann wieder leidenschaftlich zu schluchzen.

„Fassung, Mädchen!“ mahnte der Anwalt. „Hattest du keine Stütze an deinem Bräutigam?“

„Er war ja in Fratautz, und wenn er am Sonntag zuweilen herüberkam, wie hätte er mir helfen sollen? Er hatte ja seinerseits auch Kampf genug mit seinen Eltern. Schon früher waren sie gegen mich, weil ich arm und eine Ruthenin bin; nun hatten sie auch einen wirklichen Grund, sich gegen unsre Heirat zu stemmen! Er blieb fest; ‚wir müssen es eben tragen!‘ sagte er und kehrte zu seinem Onkel zurück. Ich aber mußte im Dorfe bleiben und all die giftigen

Reden anhören, mußte meinen Bruder leiden sehen und von ihm leiden!"

„Hatte er," fragte der Anwalt, „nicht damals auch mit dem Misko Streit?"

„Nein — mit dem nicht! Der hielt sich ganz still, und nur mich sprach er einmal an, am Montag vor Frohnleichnam. Es war also einige Tage vorher, ehe das Unglück geschah; und wenn ich ihn damals recht verstanden hätte, vielleicht wäre noch alles zum Guten ausgegangen. Freilich, meine Schuld ist es nicht, er war mir nun einmal mit Recht widerlich und sprach auch damals sehr sonderbar.

„Höret nur! Er begegnet mir im Walde, als ich eben unter einem Reisigbündel gebückt dahingehe, und auf einem so engen Pfade, daß ich nicht ausweichen kann, sondern stehen bleiben muß. ‚Gib Raum!' sage ich. — ‚Wollen wir uns nicht erst einen guten Morgen bieten?' fragt er. ‚Sind wir nicht eigentlich Verbündete? Ich denke, ich habe dir damals einen guten Dienst erwiesen, und meine Schuld ist es nicht, wenn ihr beide, du und deine schwäbische Schlafmütze, keinen Nutzen daraus gezogen habt!' — ‚Schimpfe meinen Bräutigam nicht!' sage ich. ‚Und was jenen Dienst betrifft, so hast du es nicht aus gutem Herzen gethan!' — ‚Sondern —?' fragt er höhnisch. — ‚Aus gekränkter Eitelkeit, um dich an der Marisia zu rächen!' — ‚Da magst du recht haben!' sagt er lachend. ‚Zum Teil ist es nur deshalb geschehen, aber zum Teil wirklich aus gutem Herzen.

Nicht mit deinem Tölpel von Bruder, aber mit dir habe ich Mitleid gehabt, und um dir dies zu beweisen, will ich dir auch jetzt wieder eine merkwürdige Neuigkeit erzählen, wenn du mir zum Danke dafür einen Kuß versprichst!' — ‚Hinweg!' rufe ich. — ‚Ja! ja!' lacht er auf, ‚ich weiß, du hassest mich gründlich! Aber,' fügt er ernster hinzu, ‚vielleicht thust du nicht recht daran, Mädchen! Vielleicht bin ich weit besser, als ihr glaubt! Wenn ihr mich nicht, seit ich dieses Dorf betreten habe, gehetzt hättet wie ein wildes Tier, weil ich ein Ungar bin und aus einem andern Dorfe stamme, wenn ich an eine andre gekommen wäre, als an die Marisia — nun, das ist nicht mehr zu ändern! . . . Und darum mögen die Dinge gehen, wie sie wollen, und du erfährst meine Neuigkeit nicht! Mag der Tölpel die Metze heiraten — meinen Segen hat er!' Und er springt beiseite, in den Wald hinein, und noch von ferne höre ich sein höhnisches Lachen!"

„Das war also vier Tage vor der That?" fragte der Anwalt.

„Ja, am Montag. Ich ging damals still weiter, kam heim, that meine Arbeit und mußte dabei, ob ich wollte oder nicht, unaufhörlich darüber grübeln, was der Bursche etwa gemeint haben mochte. Ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich nicht freundlicher gegen ihn gewesen war — vielleicht war es wichtig, vielleicht hätte seine ‚Neuigkeit' wirklich sehr genützt! Ach, noch herbere Vorwürfe habe ich mir später darüber gemacht — und heute!"

„Du hast es seitdem erfahren?“

„Ja, Herr! . . .

„So kam der Frohnleichnamstag heran. Mein Georg war herübergekommen, und am Nachmittag — der Hritzko hatte sich hastig von uns verabschiedet, denn nun besuchte er die Marisia auch am hellen Tage — da also ging ich mit meinem Bräutigam zu seinen Eltern. Sie hatten gewünscht, mich zu sprechen, und so mußte mich Georg zu ihnen führen, obwohl uns beiden das Herz schwer war — wir ahnten ja, was sie sagen würden! Aber es kam noch schlimmer, als wir befürchtet hatten. Die alte Mutter weinte bitterlich und beschwor mich, von ihrem Sohne zu lassen, der Vater hob die Schwurfinger gegen das Kruzifix und beteuerte: ‚Wenn du der Schwager dieses schamlosen Burschen wirst, so habe ich keinen Sohn mehr, und mein letztes Wort wird ein Fluch für dich sein, damit du verdammt und elend bist in dieser und jener Welt!‘ Ich bin stark, Herr, ich kann viel ertragen, aber als ich diese furchtbaren Worte hörte, wurde es mir dunkel vor den Augen und ich brach ohnmächtig zusammen. Der Georg mußte mich mit Hilfe einer Magd heimbringen, und obgleich die Schwäche gleich wich, dauerte es doch lange, bis ich meiner Sinne wieder völlig mächtig war und abermals meine Lage überdenken konnte.

„Ach, wie entsetzlich, wie trostlos war mir zu Mute! In jener Nacht, wo ich mich schlaflos auf meinem Lager wälzte, hatte ich zum erstenmal ein

Gefühl wie Haß gegen meinen Bruder, der nicht bloß sein, sondern auch mein Glück so frevelhaft zerstörte. Ich wollte es nicht in mir aufkommen lassen und begann zu beten: ‚Gott, mein Herr, laß mich nicht schlecht werden! . . . Gott, mein Herr, laß es nicht zu, daß ich meinen einzigen Bruder hassen muß. . . . Erbarme dich seiner und meiner und schicke ihm ein Zeichen, daß er erkenne, wie unwert dieses Weib seiner ist! . . . Wir sind in Frieden gewesen und ohne Schuld in Jammer und Betrübnis gekommen, leihe du, Herr, uns deinen starken Arm und führe uns ins Licht zurück!‘ So stammelte ich in jener Nacht, aber der Friede wollte nicht in mein Herz kommen, und der Schlaf über meine Lider. Langsam verging die Nacht, mir schien es eine Ewigkeit, bis endlich der Morgen graute.

„Da erhob ich mich, so schwach ich mich auch fühlte, richtete die Frühsuppe für meinen Bruder her und ging dann mühsam in den Wald hinaus. Ich hatte unsrer Frau Popadja (Pfarrerin) versprochen, ihr eine Schüssel Erdbeeren zu bringen, und mußte mein Wort halten, weil es ohnehin ein geringes Entgelt für die Freundschaft war, die ihr Mann, der hochwürdige Vater Nathaniel, uns immer an diesem Tage erwies. Denn am Tage nach Frohnleichnam ist vor fünf Jahren unsre Mutter gestorben, und obwohl wir ihn nicht dafür bezahlen konnten, las er doch immer eine Seelenmesse für sie. Aber es fiel mir hart genug, bis ich den Wald erreichte, und dann,

bis ich eine Stelle fand, wo die Erdbeeren dicht zusammenstanden. . . ."

Sie schöpfte tief Atem und erhob sich.

„Nun habe ich das Furchtbare zu erzählen. Ich will es kurz machen. Die Stelle, wo ich die Beeren fand, war am Abhang gegen Fratautz. Da stehen große Bäume, und man überblickt eine tiefe, einsame Waldschlucht, die mit niedrigem Gestrüpp bedeckt ist. Man nennt sie die ‚Schlucht des Gregori', weil ein Mensch, der so hieß, dort verunglückt ist. Mitten zwischen dem Gesträuch erhebt sich ein großes, rot angestrichenes Kreuz.

„Während ich also droben nach den Beeren suche und nur zuweilen einen Blick nach der Schlucht werfe, gewahre ich unten eine Gestalt, einen Mann, der sich oftmals bückt und dann spähend um sich sieht. Er kann mich nicht gewahren, weil mich die Tannen decken, ich aber sehe ihn deutlich. Und als er sein Antlitz erhebt, erkenne ich den Misko. Was er da treibt, scheint mir rätselhaft, bis ich zusehe, wie er einige dünne Zweiglein schneidet und künstlich zusammenflicht.

„Da begreife ich, daß er Vogelfallen stellt. Er scheint es aber nur zu thun, um sich die Zeit zu vertreiben, während er etwas andres erwartet. Denn immer wieder blickt er spähend um sich.

„Da sehe ich, wie am Rande der Schlucht ein helles Gewand auftaucht, es ist ein Weib — die Marisia!

„Er regt sich nicht, sie aber stürzt freudig auf

ihn zu und umhalst ihn. Bis zu diesem Augenblicke habe ich meinen Blick von ihnen nicht losreißen können. Nun aber beginnt mir das Herz so ungestüm zu schlagen, daß ich fürchte, ich würde wieder ohnmächtig werden, wie am Tage zuvor.

„Aber ich bezwinge mich und eile den Abhang empor und über den Bergrücken ins Dorf zurück. . . .

„Ich hatte nur ein Gefühl dabei: den Jubel über unsre Errettung, die Dankbarkeit gegen Gott, daß er nun jenes Zeichen schickte, das ich erfleht hatte. Und ich hatte nur einen Gedanken: den Hritzko zur Schlucht zu senden, damit er sich mit eigenen Augen überzeuge, wie tief der Schlamm war, in den er sich begraben wollte.

„Atemlos, mit Aufgebot aller Kraft eile ich dahin. Aber der Weg ist weit, und die Schwäche von gestern wirkt nach. . . . Es mochte eine Stunde gewährt haben, bis ich endlich an unsrer Hütte war."

Wieder mußte sie eine Weile innehalten, bis sie fortfahren konnte:

„Hritzko sitzt auf dem Bänkchen vor der Thüre und dengelt an einer Sense. Er blickt auf und erschrickt, als er mich gewahrt. ‚Bist du krank?‘ ruft er.

„‚Geh zur Schlucht des Gregori!‘ keuche ich. ‚Dort ist die Marisia gerade mit dem Misko zusammen!‘

„Er wird totenbleich und schnellt empor. ‚Du lügst!‘ kreischt er. — ‚Ueberzeuge dich selbst!‘ — ‚Das thu' ich,‘ ruft er, ‚und wenn du gelogen hast, so töt' ich dich!‘

„Er stürzt in die Hütte und dann durch die rückwärtige Thüre ins Freie über die Gärten, den Abhang empor.

„Ich aber sinke auf das Bänkchen und fange in meiner Herzensangst laut zu beten an. Nun erst fällt es mir aufs Herz, daß es bei dem Jähzorn meines Bruders zu einem furchtbaren Streit zwischen den beiden Männern kommen mußte. Aber auch nun bedaure ich nicht, was ich gethan habe. Sie werden übereinander herfallen, denk' ich, und sich gegenseitig windelweich durchprügeln. Mein Bruder ist der Schwächere; er wird unterliegen und mehr bekommen als der andre — aber was liegt daran? Er wird vielleicht einige Tage krank liegen, aber seine Seele wird geheilt sein auf Lebenszeit.

„Da plötzlich fällt es mir bei, warum er zuerst in die Hütte gestürzt ist und dann erst in den Wald — in mir dämmert es auf: er hat eine Waffe mitgenommen.

„Ich springe auf und eile in die Hütte: Gottlob! Da hängt die Flinte, sie ist auch ungeladen. Aber die Hacke? An ihrer gewöhnlichen Stelle, an der Ofenecke, lehnt sie nicht und auch sonst nirgendwo, so ängstlich ich auch überall umhersuche.

„Da erst faßt mich das Entsetzen und rüttelt mich, und von meiner Angst gepeitscht renne ich nun wieder die Straße hinab, dem Walde zu. Noch habe ich die ersten Bäume nicht erreicht, als die Marisia mir entgegenkommt."

„Die Marisia?" fragte der Anwalt.

„Ja! Ganz ruhig schreitet sie einher und lächelt mir freundlich zu, als sie mich gewahrt.

„Ich überwinde meinen Ekel. ‚Weib!‘ rufe ich und fasse sie am Arm. ‚Was ist im Walde geschehen?‘

„Sie lächelt noch immer und zieht eine erstaunte Miene. ‚Im Wald? Was weiß ich? Ich bin so ein wenig spazieren gegangen.‘

„‚Du lügst!‘

„‚Bist du wahnsinnig?‘ fragt sie und will sich losmachen.

„‚Du lügst!‘ wiederhole ich. ‚Was ist zwischen den beiden Männern vorgefallen? Der Hritzko hat seine Hacke mitgenommen. Ist ein Unglück geschehen?‘

„Nun erst wird sie bleich und beginnt an allen Gliedern zu zittern. ‚Der Hritzko?‘ stammelt sie. ‚Ist er im Walde?‘

„‚Ich habe ihn hingeschickt, du Elende, ich habe ihn zur 'Schlucht des Gregori' geschickt!‘

„Sie wankt. ‚Jesus! Maria!‘ schreit sie schrill, ‚was hast du da gethan?‘

„‚Meine Pflicht! Aber wie steht es, was ist geschehen?‘

„‚Ich weiß es nicht!‘ erwiderte sie und wird wieder ruhiger. ‚Ich weiß überhaupt von nichts! Du meinst, daß meinem Bräutigam etwas geschehen sei? Ja, wer soll ihm denn was gethan haben?‘

„‚Schlange!‘ rufe ich und eile weiter, den Abhang empor; als ich nach einer Weile zurückblicke, geht sie schon mit ruhigem Schritte dem Dorfe zu.

„Ich aber — über Stock und Stein laufe ich dahin, zur Höhe zu kommen. Aber als ich nun oben auf dem Bergrücken stehe, taumle ich entsetzt zurück, denn vor mir steht mein Bruder, aschfahl, zitternd, mit stieren Augen, das Hemd blutig.

„‚Du hast ihn ermordet!‘ schrie ich auf.

„‚Ja!‘ sagte er, ‚und nun gehe ich, der Marisia zu thun, was sie verdient.‘

„‚Bruder!‘ flehe ich. ‚Thu's nicht, denk an die Mutter!‘ . . .

„Aber mehr habe ich nicht sagen können, ich bin ohnmächtig hingefallen.

„Ich weiß nicht, wie lange ich so gelegen habe; endlich erweckte mich ein junger ungarischer Bursche, der Jozsi, der gleichfalls als Pferdeknecht im Dorfe diente und zufällig in den Wald geraten war. Er hatte mich aufgefunden und so lange mit kaltem Wasser aus der nahen Quelle begossen, bis ich wieder zur Besinnung kam.

„‚Gottlob!‘ sagte er, als ich die Augen aufschlug, ‚ich habe schon geglaubt, daß du auch tot bist. Unten neben dem Kreuz liegt mein Kamerad Misko erschlagen, ich bin zufällig auf die Leiche gestoßen und schnell den kürzesten Weg gerannt, es dem Richter zu melden, als ich dich erblickte. Nun aber muß ich fort — komm, Mädchen, gehen wir!‘

„Aber ich konnte ihm nicht so rasch folgen, und es dauerte eine gute Weile, bis ich wieder im Dorfe war.

„Als ich die Straße betrete, finde ich sie voll von Leuten, sie stehen zusammen und reden heftig

miteinander, und als sie mich gewahren, schreien einige auf: ‚Da kommt die Schwester des Mörders! Führet sie zum Richter! Sie hat um die That gewußt!‘

„Andre aber treten mitleidsvoll auf mich zu und wehren sie ab: ‚Lasset die Hanusia! Sie ist ein braves Mädchen und jetzt ohne ihre Schuld unglücklich genug!‘

„Wie betäubt stehe ich da und lasse die guten, wie die schlimmen Worte auf mich einstürmen. ‚Dein Bruder hat sich selbst gestellt,‘ erzählen sie, ‚er ist beim Richter.‘

„Dann kommt einer unsrer ‚Aeltesten‘ (Beisitzer des Dorfgerichtes) und faßt mich am Arme. ‚Komm,‘ sagt er, ‚der Richter hat nach dir gesendet, er will dich sprechen. Fürchte nichts, du bist an der That unschuldig, aber er muß dich von Amts wegen befragen.‘

„Ich folge ihm ins Haus des Richters. ‚Mädchen,‘ fragt dieser, ‚weißt du nicht, warum das Unglück geschah?‘

„Ich kann nicht erwidern, ich kann nicht reden vor Weh und Entsetzen. ‚Gönne ihr Zeit zur Erholung!‘ bittet der Aelteste.

„‚Meinetwegen,‘ sagt der Richter, ‚ich glaube ohnehin nicht, daß etwas von ihr zu erfahren ist. Die beiden Bursche werden einen Streit gehabt haben, das ist alles! Diesem Misko ist nur geschehen, was er längst um das ganze Dorf verdient hat!‘ — ‚Ja, ja!‘ bestätigt der Aelteste, ‚mir ist es nur um den Hritzko leid!‘ — ‚Mir auch!‘ beteuert der Richter. ‚Aber das nützt alles nichts! Ich muß ihn deshalb doch am Nachmittag dem Gericht in Czernowitz einliefern lassen.‘

„‚Darf ich ihn nicht mehr vorher sehen?‘ flehe ich. — ‚Warum nicht?‘ sagt der Richter. ‚Wir sind ja keine Unmenschen! Ich habe ihn, weil unser Gemeindegefängnis jetzt von mir als Schweinestall benutzt wird, da hinten in meine Kammer einsperren lassen! Mein Knecht Sefko wacht bei ihm.‘

„Ich gehe hin, klopfe; der Sefko öffnet mir, und als er mich erkennt, sagt er: ‚Nun, vielleicht werdet ihr allein miteinander zu reden haben. Er hat zwar diesen verdammten Misko erschlagen, aber Geschwister seid ihr doch!‘ Er geht hinaus und läßt uns allein.

„Mein Bruder kauert in einem Winkel, gebrochen, in Thränen gebadet. ‚Ach, Hanusia!‘ schluchzt er, ‚wohin hat mich eine sündige Thorheit gebracht und dann mein Jähzorn! Nun bin ich ein Mörder und komme an den Galgen.‘

„Ich weiß nichts, ihn zu trösten, ich kauere mich neben ihn und weine mit ihm. ‚Wie ist es denn zugegangen?‘ frage ich endlich.

„Da weint er noch stärker und sagt: ‚Dir will ich es gestehen, aber sonst keinem, damit meine Schande nicht noch größer wird, als sie ohnehin schon ist. Ich will meine That büßen, und wenn Gott es so bestimmt hat, so will ich den Tod erleiden, aber außer dir soll niemand wissen, was die Wut aus deinem Bruder gemacht hat! Höre! Zornschnaubend bin ich den Bergrücken emporgerannt, aber als ich nun auf der Höhe war, wollte ich mich sachte heranschleichen, damit sie

mir nicht entfliehen könnten. Denn ich wollte beide töten, sie, weil sie mich so unerhört betrogen hatte, ihn, weil ich den Gedanken nicht ertrug, daß ein Mensch leben sollte, der gleichzeitig mit mir ihre Zärtlichkeiten genossen hatte und um meine ganze Schmach wußte. Aber als ich näher kam, gewahrte ich, daß ich zu spät gekommen war; sie war bereits fort, aber deshalb wußte ich doch, daß du nicht gelogen hattest und daß sie wirklich dagewesen war. Denn ihr rotes Busentuch hing am Strauchwerk, dicht neben der Stelle, wo er am Boden kauerte. Er gewahrte mich nicht, er flocht eifrig an einer Falle und lächelte dazu, und dieses Lächeln, Hanusia, dieses satte, zufriedene Lächeln hat ihn das Leben gekostet! ... Mir flimmert es vor den Augen, ich springe auf ihn zu und lasse die Hacke auf sein Haupt niedersausen, bevor er sich erheben kann. Er sucht sich aufzurichten, aber da verglasen sich seine Augen, er greift mit den Händen in der Luft herum, sinkt zurück und ist tot. Ich aber reiße das Tuch vom Strauch, stecke es zu mir und eile dem Dorfe zu, die Marisia zu töten — das Tuch will ich ihr vor die Augen halten, wenn sie sterbend zusammenbricht. Aber es ist anders gekommen; zuerst begegnetest du mir, und es erschütterte mich, als du ohnmächtig zusammenbrachst, und dann hattest du mich an die Mutter erinnert, und es kam mir nun erst recht ins Bewußtsein, daß heute ihr Todestag ist. Da verflog mein Jähzorn, und der Schmerz und das Entsetzen blieb zurück. Ich ging nicht zur Marisia, son-

dern zum Richter und gestand meine That. Was ich gefrevelt habe, will ich büßen, aber meine ganze Schmach soll niemand erfahren.‘

„Und er bat mich, zu schweigen, und ich sicherte es ihm zu.“

Sie sank erschöpft auf den Sessel zurück.

„So — das ist alles. Ich habe bisher geschwiegen, aber nun sehe ich ein, daß du, Herr Doktor, alles wissen mußt. Ich glaube, es wird günstig für ihn sein! Denn meine Schuld ist's ja, daß er zum Verbrecher geworden ist: ich habe ihn dazu aufgestachelt, statt zu bedenken, wie seine Art ist und daß es, wenn er in den Wald geht, zu etwas Entsetzlichem kommen muß; statt alles ruhig mit meinem Bräutigam zu besprechen und ihm das weitere zu überlassen, habe ich herzlos und unverständig gehandelt, und die Selbstsucht, die Sorge um mein eigenes Glück hat ihr Teil daran gehabt! Ich will mich nicht schlechter machen, als ich bin, aber auch nicht besser: nicht allein um meinetwillen habe ich es gethan, aber ich habe mehr an mich gedacht, als ich durfte. Darum kann ich den Gedanken nicht ertragen, daß ich mit meinem Georg glücklich und in Ruhe leben soll, während mein Bruder sein Leben im Kerker verjammern muß. Darum will ich den Richtern sagen, will alles gestehen und sie anflehen, einen Teil der Strafe auf mich zu legen, wie ich es verdiene!“

Wir schwiegen lange, nachdem sie geschlossen.

Dann trat der Anwalt auf sie zu und faßte ihre Hand.

Er war sichtlich bewegt; freilich äußerte sich diese Rührung bei ihm in seltsamer Art: sein Antlitz war düster und seine Rede barsch.

„Das ist Unsinn, Mädchen! Die Richter können dich nicht strafen, auch wenn du sie auf den Knieen darum anflehen wolltest, denn du bist schuldlos. Und nicht bloß vor den Richtern stehst du rein da, sondern auch vor Gott. Du hast treu und gut gehandelt, und selbst deine Unbedachtsamkeit war nur eben menschlich, und jeder Mensch wird dir dies nachfühlen. Ich wiederhole: das ist Unsinn, Mädchen; du bist bestraft genug, quäle dich nicht auch noch selber! Soviel von dir, nun aber von deinem Bruder. Ich bin nicht gewissenlos, auch setze ich keinen Ehrgeiz darein, einen Schuldigen freizubringen, und jedes unwürdige Mittel ist mir verhaßt. Aber ich bin verpflichtet, dir zu sagen: wenn du deine Aussage ablegst, so ist eine Verurteilung wegen Mordes außer Zweifel. Schweigst du, so werde ich darauf antragen, ihn bloß wegen Tot=

schlags zu verurteilen. Ich werde es mit ruhigem Gewissen thun, denn die Strafe, die ihn in diesem Falle wahrscheinlich trifft, fünf bis zehn Jahre Kerkers, scheint mir gerade groß genug, für sein Verbrechen. Auch ist dieses Verbrechen, obwohl nach deiner Erzählung alle Kennzeichen des meuchlerischen Mordes vorliegen, dennoch kein gemeiner, kaltblütig vorbedachter Mord. Wie gesagt, mein Gewissen bleibt ruhig, und es geht nicht gegen meine Amtspflicht, wenn ich dir rate: enthalte dich der Aussage. Das Gesetz selbst erläßt dir diese Verpflichtung; es schreibt vor, daß der Blutsverwandte zur Zeugenschaft nicht genötigt werden kann. Er wird befragt. Ob er antworten will oder nicht, steht in seinem Belieben. Und nun handle, wie dir recht scheint!"

Das Mädchen hatte ihn staunend angehört, ihr Blick war wirr.

„Ich verstehe dich nicht, Herr," sagte sie. „Du hast gesagt, es sei schlimm für meinen Bruder, daß er schweigt und den Beweggrund der That nicht bekennt. Und wenn ich nun diesen Grund erzähle, wenn ich sage, wie erregt er war, und wie ich selbst ihn aufgestachelt habe — das soll ihn noch mehr zu Grunde richten?"

„Ja!" erwiderte der Anwalt. „Ich kann es dir nicht lange erklären, wir haben keine Zeit zu verlieren, in einer halben Stunde beginnt die Verhandlung. Also kurz! Aus deiner Erzählung geht hervor, daß dein Bruder in den Wald geeilt ist, den Misko zu

töten, und daß er ihn hinterrücks, ohne vorangegangenen Streit niedergeschlagen hat — das ist Mord. Wäre er zufällig auf die beiden gestoßen, und hätte er dann den Misko niedergeschlagen, so wäre es ein Totschlag, der wegen der vielen Milderungsgründe gewiß nur mit wenigen Jahren Kerkers bestraft worden wäre. Verstehst du mich nun?"

„Ich glaube," sagte sie unsicher. „O!" rief sie schmerzlich, „wie bitter ist es mir, daß ich meine Schuld nicht sühnen, daß ich ihn nicht retten kann! . . . Aber das eine darf ich doch vor den Richtern erzählen, wie brav und gut er stets war?"

„Gewiß!" sagte H. „Und dir werden sie es glauben. Wer dich so ansieht —"

Er brach kurz ab.

Sie bedankte sich noch einmal bei mir und wendete sich zur Thüre.

„Kennst du den Weg ins Schwurgericht?" fragte er noch.

„Ich werde ihn erfragen," erwiderte sie und ging.

Wir blieben allein. Mein Freund machte sich nun hastig daran, sich für die Verhandlung anzukleiden.

„Du kommst mit?" fragte er.

„Natürlich!"

„Nun, ganz so natürlich ist das nicht nach einer durchwachten Nacht. Aber — du hast recht! Wer sollte sich für dieses Mädchen nicht interessieren?"

„Und da sagt man noch," rief ich, „daß das Volk hierzulande dumpf und stumpf sei!"

„Weil man es nicht kennt,“ sagte er. „Freilich könnte man in diesem Falle sagen: ‚Eine Schwalbe macht keinen Sommer!‘ Aber das wäre nicht die rechte Antwort. Diese Hanusia ist zwar ein ganz besondres Geschöpf, aber auch sonst trifft man viel Kraft und Adel unter diesen anscheinend so rohen Menschen! Ich weiß es! Man lernt gottlob als Verteidiger nicht bloß Laster, sondern auch Tugenden kennen!“

Wir machten uns auf den Weg zum Schwurgericht, das damals in einem niedrigen Saale des Kriminalgebäudes am Austriaplatz tagte.

Der Zuhörerraum war mehr als bescheiden bemessen, gleichwohl pflegten die wenigen Bänke selten besetzt zu sein. Auch diesmal war es nicht anders, nur einige Gymnasiasten, die diese Verhandlungen offenbar als Feriervergnügen benutzten, hatten sich eingefunden.

Mit dem Schlage der neunten Stunde traten die Geschworenen in den Saal, etwa zwanzig Männer jeden Alters, jeder Nationalität; deutsche und jüdische Städter, rumänische, ruthenische, polnische, ungarische Bauern.

Gleich darauf erschien der Fünfrichtersenat, der Verteidiger und der Vertreter der Staatsanwaltschaft, ein junger, gutmütiger, nicht allzu geistreicher Mensch, den ich gleichfalls kannte.

Nun wurde der Angeklagte in den Saal geführt. Der arme Hritzko sah übel aus, das Antlitz war fahl,

die Augen halb geschlossen, die Haltung gebeugt, der Schritt schlotternd. Ich blickte ihn an; trotz allen Kummers, aller Verwahrlosung war die Aehnlichkeit mit seiner Schwester unverkennbar.

Die Geschworenenbank wurde durchs Los gebildet. Der Staatsanwalt wies zwei Ruthenen zurück, der Verteidiger einen Ungar. Und doch handelte es sich keineswegs um ein politisches Verbrechen. Aber die traurigen Erfahrungen, die man im österreichischen Osten allüberall da, wo verschiedene Völkerschaften beisammen wohnen, mit den Geschworenengerichten gemacht hat, zwingen zu solcher Vorsicht. Sie war vielleicht in diesem Falle nicht notwendig, vielleicht handelten die Vertreter der beiden Parteien nur eben aus Gewohnheit. So kam's, daß von zwölf Geschworenen keiner der Nationalität des Angeklagten oder des Ermordeten angehörte; es waren vier Deutsche, vier Rumänen, drei Juden und ein Pole.

Der Schriftführer rief die Sache auf; die Anklageschrift wurde verlesen.

Die Staatsanwaltschaft erhob gegen Hritzko Stanczuk, Landmann aus Terescheny, vierundzwanzig Jahre alt, ledig, griechisch-orientalischen Glaubens, bisher unbescholten, die Anklage wegen Meuchelmords. Die Anklage wurde begründet: durch das Geständnis des Angeklagten, den Pferdeknecht Misko Nagy „erschlagen" zu haben; durch die Beschaffenheit der Wunde, die nur hinterrücks beigebracht sein könne; durch den Hinweis auf die Stärke und Gewandtheit

des Ermordeten, der sich im Falle eines Kampfes seines Angreifers hätte sicherlich erwehren oder doch ihm entfliehen können. Nur der Beweggrund zur That liege im Dunkel, der Angeklagte verweigere jede Aussage darüber, offenbar deshalb, weil sie ihm zum Schaden gereichen würde. Die Untersuchung habe anfangs auf einzelne Aussagen hin Eifersucht vermutet, doch „habe sich dieser Verdacht nach den beeideten Aussagen der Witwe Marisia Sosenko, sowie nach den Angaben des Richters und der Aeltesten von Tereschenу, wonach diese Witwe mit dem Ermordeten in letzter Zeit keinerlei Verkehr mehr gehabt, als hinfällig erwiesen". Ebenso habe der Angeklagte einen andern Grund, den er anfänglich vorgeschützt, den gekränkten Nationalstolz, im Laufe der Unterhandlung selbst als Erfindung bezeichnet.

„Hritzko," fragte der Präsident, „bekennst du dich des Meuchelmordes schuldig?"

Der Angeklagte erhob sich, sein Antlitz blieb unbewegt, der Blick haftete am Boden.

„Ich habe den Misko erschlagen," erwiderte er mit tonloser Stimme.

„Hast du ihn zu diesem Zwecke im Walde aufgesucht, oder bist du nur zufällig auf ihn gestoßen?"

„Ich habe ihn erschlagen!"

„Ging ein Streit voraus?"

Keine Antwort.

„Bist du an ihn herangeschlichen und hast ihn mit der Hacke von hinterrücks niedergeschlagen?"

„Herr!“ sagte der Bursche mit müder, tonloser Stimme, „warum fragst du mich immer wieder, was schon der frühere Richter vergeblich von mir erfragen wollte? Mein Geständnis habt ihr — nun thut mit mir, was ihr wollt!“

Der Präsident zuckte die Achseln und befahl dann, die Zeugen in den Saal zu bringen.

Es waren ihrer neun, die beiden Richter von Andrasfalva und Terescheny, die beiden Gerichtsärzte, der Pferdeknecht Jozsi, die Eltern des Georg, Johann und Susanna Haberler, Georg selbst, endlich die Hanusia.

Als sie eintrat und den Bruder erblickte, fuhr sie zusammen, und eine Schwäche schien sie anzuwandeln. Georg eilte auf sie zu und stützte sie.

Auch Hritzko begann zu zittern, als sie eintrat, dann stützte er das Haupt auf die Arme und starrte regungslos vor sich hin.

Der Präsident richtete die gebräuchliche Ermahnung an die Zeugen und entließ sie dann mit dem Bedeuten, im Vorsaale zu warten, bis sie einzeln vorgerufen würden.

Sie gingen, nur die Hanusia blieb und trat vor. „Kaiserlicher Herr Richter,“ sagte sie, „darf ich hierbleiben, ich bin die Schwester des Hritzko.“

„Nein,“ erwiderte der Präsident. „Du sollst ja als Zeugin vernommen werden!“

„Wenn es nur diesen Grund hat,“ sagte sie, „dann darfst du mir schon erlauben, zu bleiben. Ich habe mich entschlossen, kein Zeugnis abzulegen.“

„So?!" sagte der Präsident. „Nun, das stellt dir das Gesetz frei! Ich will dir nicht wehren, der Verhandlung beizuwohnen, setze dich auf die Zeugenbank dort und verhalte dich ruhig."

Sie dankte demütig und setzte sich an eine Ecke der Bank hin. Ich konnte ihr Gesicht während der Verhandlung genau beobachten, denn sie saß seitwärts von mir und von meinem Platze nur durch eine Barriere getrennt.

„Hritzko," wendete sich der Präsident dann wieder zum Angeklagten, „es ist meine Pflicht, dich nun zu verhören. Du bist nicht gezwungen, mir zu antworten. Aber zu deinem eigenen Vorteil rate ich dir: bekenne die Wahrheit! Dein Schweigen ist nutzlos, ja es verschlimmert nur deine Lage! Du hast deine That bekannt, offen und freiwillig. Du bist reumütig und zerknirscht! Warum hälst du nur damit zurück, warum und wie du den Misko erschlagen hast? Dein Leumund ist trefflich; alle rühmen dich. Wenn ein Mensch wie du zum Verbrecher wird, so muß er den ernstesten Grund dazu haben. Ist es nicht so, Hritzko?"

Der Angeklagte hatte sich erhoben, aber noch immer war sein Antlitz unbewegt und die Stimme klang dumpf und leise:

„Es ist so, gnädigster Herr Richter!"

„Und welcher Grund war dies?"

„Das kann ich nicht sagen!"

„Um deinetwillen oder andrer willen?"

„Nicht bloß um meinetwillen, sondern auch um andrer willen, so wahr mit Gott gnädig sei.“

„Und die Umstände, unter denen du die That verübt hast?“

„Kann ich gleichfalls nicht sagen.“

„Warum die nicht?“

„Weil ich damit auch alles andre verraten würde!“

Der Staatsanwalt erhob sich. „Ich denke, Bursche, du hast einen andern Grund, der dich darüber schweigen läßt. Du bist ein Mörder, hoffst aber vielleicht denn doch nur wegen Totschlages verurteilt zu werden, wenn du dich nicht in ein Geständnis verstrickst — wie?“

„Nein, Herr,“ erwiderte der Angeklagte, „wenn ich dieses dächte, würde ich eben den Sachverhalt erzählen, wie er mir zu diesem Zwecke nützen könnte!“

Der Staatsanwalt hielt es für gut, auf diesen Punkt nicht weiter zurückzukommen. Aber etwas andres hatte er noch auf dem Herzen.

„Warum hast du im Beginn der Untersuchung vorgeschützt, den Misko deshalb erschlagen zu haben, weil er dich einen tölpelhaften Ruthenen geschimpft hätte?“

„Weil ich das ewige Fragen satt hatte, Herr,“ erwiderte der Angeklagte ruhig. „Dann aber bin ich zur Erkenntnis gekommen, daß ein Mensch in meiner Lage, der Gottes Erbarmen so dringend braucht, nicht lügen darf!“

„Aber leugnen darf er?“

„Gott sieht mein Herz, er weiß, daß ich nicht um meinetwillen leugne!“ Er sagte auch dies ohne jede Erregung in Stimme und Antlitz, als handelte es sich nur um eine für ihn höchst gleichgültige Sache.

Damit war das Verhör zu Ende, und die Vernehmung der Zeugen begann. Vor allem wurden auf ihren Wunsch die beiden Gerichtsärzte vernommen, weil sie anderwärts dringende amtliche Pflichten hatten. Sie gaben ihr Gutachten übereinstimmend dahin ab, daß Misko an einer Zertrümmerung der Schädeldecke durch einen Axthieb gestorben sei. Dieser Hieb sei hinterrücks, aus nächster Nähe und von oben herab geführt worden.

Der Staatsanwalt hatte keine Frage, wohl aber der Verteidiger.

„Können Sie,“ fragte er, „mit völliger Gewißheit behaupten, daß der Hieb von oben herab geführt worden ist?“

„Ja!“ war die Antwort. „Der Ermordete war größer als der Angeklagte. Er muß also wahrscheinlich in kauernder oder liegender Stellung gewesen sein, als der Hieb geführt wurde.“

„Es ist daher,“ meinte der Verteidiger ferner, „die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Hieb in dem Augenblick geführt worden ist, wo sich der Ermordete von dem Hritzko abwendete, um etwa nach einer Waffe zu greifen?“

„Im Gegenteil,“ meinten die Gerichtsärzte, „diese Möglichkeit ist völlig ausgeschlossen. Denn bei dieser

Stellung der beiden zu einander hätte die Schneide das kleine Gehirn treffen müssen, während sie in Wahrheit den Schädelwirbel getroffen hat."

Die Geschworenen horchten aufmerksam und nickten dann einander zu. Es mußte jedermann klar sein, daß diese Antwort über das Schicksal des Angeklagten entschieden; er konnte nur mehr wegen Mords verurteilt werden.

Auch die Hanusia begriff dies, sie wurde entsetzlich bleich, und ihr Atem ging schwer. Nur Hritzko blickte starr vor sich hin, wie bisher.

Dieser ruhigen und doch so folgenschweren Aussage folgte ein heiterer Moment: die Vernehmung des Richters von Andrasfalva.

Mein würdiger Bekannter von der Landstraße hatte sich offenbar eine längere Rede einstudiert, denn er begann, ohne erst eine Frage abzuwarten, mit größter Sicherheit:

„So hat denn also dieser Bursche da den armen Misko schlafend getroffen und sofort ermordet."

„Woher wißt Ihr dies, Herr Richter?" unterbrach ihn der Präsident erstaunt.

„Weil sonst," war die überlegene Antwort, „ein Ruthene einem Ungarn nicht beikommen könnte!"

Mir war diese Antwort bekanntlich nichts Neues, wohl aber dem übrigen Auditorium, das sie mit einiger Heiterkeit aufnahm.

„Einen andern Grund hierfür habt Ihr nicht?" fragte der Präsident.

„Dieser Grund genügt!“ erwiderte der Richter würdevoll. „Man muß ja den Misko gekannt haben, er war ein Teufelskerl.“

„Erzählet uns,“ fragte der Präsident, „was wißt Ihr von Misko? Deshalb seid Ihr vorgeladen!“

Der Zeuge begann sich dieser Aufgabe zu entledigen, aber mit solcher Weitläufigkeit, daß ihn der Präsident oftmals unterbrechen mußte. Auch erlebte er den Schmerz, fortgeschickt zu werden, ehe er noch mit seiner Rede fertig war.

„Wir wissen schon!“ sagte der Vorsitzende, „der Misko Nagy war also nach Eurer Angabe der beste, edelste, tapferste, stärkste und flinkste Mensch, den Ihr je gekannt habt?“

„Es war eben ein Ungar,“ erwiderte der Richter. „Ja der Misko! Es ist jammerschade —“

„Schon gut —“ sagte der Präsident und befahl, den Richter von Terescheny vorzurufen.

Es war dies ein gleichfalls wohlbeleibter Mann, mit eisgrauem Haar, der fortwährend lächelte, was immer er sagen mochte.

„Was für ein Mensch war der Misko?“ fragte der Präsident.

„Ein elender Lumpenhund,“ erwiderte der Richter und lächelte so recht wohlwollend dazu. „Ein Stänkerer, Mädchenverführer und gottloser Halunke.“

„Das ist wenigstens deutlich!“ meinte der Präsident. „Und was wißt Ihr vom Hritzko?“

„Ein braver, fleißiger, tüchtiger Bursche, aber

sehr jähzornig! Das war auch diesmal sein Unglück! Er traf den Misko zufällig im Walde, kam mit dem Lumpen in Streit und schlug ihn leider nieder!“

„Woher wißt Ihr dies?“

„Es kann ja nicht anders sein! Man muß ja nur die beiden gekannt haben!“

„Gut,“ sagte der Präsident, „das ist nun eben Eure Ueberzeugung. Aber nun erzählt uns, wie Ihr von der That erfahren habt!“

Der Richter hielt es für unbedingt nötig, damit zu beginnen, wie ihm an jenem Unglücksfreitag das Frühstück geschmeckt habe. Dann versuchte er zu erzählen, was er am Morgen in seiner Wirtschaft angeordnet, und kam, als ihm dies leider nicht gelang, auf jenen Moment zu sprechen, wo Hritzko in seine Stube trat und ihm sagte: „Ihr müßt mich verhaften, Richter!“ Er habe es anfangs nicht glauben wollen. „Und als ich es dennoch glauben mußte,“ fuhr er mit heiterem Lächeln fort, „so kannst du dir gar nicht vorstellen, kaiserliches Gericht, wie groß mein Schmerz darüber war! Nun, zu ändern war das nicht mehr, und so wollte ich wenigstens erfahren, wie alles zugegangen war. Aber er verweigerte mir die Antwort, und so ließ ich ihn in eine Kammer sperren und schickte um seine Schwester, weil ich dachte, daß sie etwas Näheres wisse. Ich war nämlich gar zu neugierig. Aber als sie kam, konnte sie vor Schmerz gar nicht reden, wußte offenbar auch nichts, sondern bat nur, zu ihrem Bruder gelassen zu werden. Da ließ ich sie

denn zu ihm in die Kammer, und die beiden blieben allein, bis der Wagen vorfuhr, in dem ich ihn nach Czernowitz schickte!"

„Das war nicht recht," sagte der Präsident, „das war ein grober Fehler! Einen Verhafteten darf man doch nicht mit einer Person, die so nahe zu ihm gehört, stundenlang reden lassen! Wie, wenn er einen Mitschuldigen gehabt und die Unterredung dazu benutzt hätte, um ihm durch seine Schwester eine Warnung zukommen zu lassen? Wie, wenn diese Schwester selbst auf irgend eine Art in die Sache verflochten gewesen wäre, und die beiden nur die Zeit benutzt hätten, um sich zu verständigen? Ich will ja nicht behaupten, daß es so war, aber jedenfalls war diese Erlaubnis Eurerseits gesetzwidrig und nicht zu rechtfertigen!"

Der Richter blickte einen Augenblick betrübt vor sich hin, aber dann gewann er sofort sein munteres Lächeln wieder.

„Höre, kaiserliches Gericht," sagte er dann wieder zum Präsidenten gewendet, „ich weiß, welche Ehrerbietung ich dir schulde, aber was du da gesprochen hast, war wirklich nicht sehr trefflich! Denn erstens: wozu hätte er einen Mitschuldigen gebraucht, er war ja selbst Manns genug, den Lumpen niederzuschlagen! Und was gar die Hanusia betrifft — kaiserliches Gericht! Du kennst eben dieses Mädchen nicht! Wenn du sie kenntest —"

„Nun könnt Ihr gehen!" unterbrach ihn der Präsident. „Und benehmet Euch ein andermal klüger!"

Dem munteren Zeugen folgte ein ernster und düsterer, Johann Haberler, der Vater Georgs.

Der hagere Greis mit dem durchfurchten Antlitz, Trauer und Trotz in den starren Zügen, machte einen unheimlichen und doch ehrfurchtgebietenden Eindruck.

Auch er wartete nicht erst die Frage des Präsidenten ab und begann:

„Es ist mir nicht erspart worden, hier zu erscheinen, obwohl ich flehentlich darum gebeten habe, mich zu verschonen. Siebzig Jahre bin ich alt geworden, ohne daß das Gericht je nach mir gefragt hätte. Es ist eine harte Prüfung für mich, also macht es kurz!“

„Nun, nun,“ meinte der Präsident erstaunt, „es ist ja keine Schande, als Zeuge zu erscheinen!“

„Ja, Herr, für mich ist es eine Schande in diesem Falle. Denn ich weiß ja nichts von der That, sondern bin nur berufen worden, weil man glaubt, daß ich so halb und halb zu der Familie dieses elenden Burschen hier gehöre. Aber dies ist nicht wahr. Ich habe freilich das Unglück erlebt, daß sich mein Sohn Georg in seine Schwester vergafft hat. Aber deshalb ist doch noch keine Verwandtschaft zwischen uns. Denn entweder fürchtet mein Sohn den Fluch des Vaters und wendet sich von der Dirne ab. Oder er heiratet sie doch, aber er ist dann nicht mein Sohn mehr!“

„Das hat nichts mit unsrer Sache zu thun!“ bemerkte der Präsident. „Der Herr Verteidiger hat gewünscht, daß Sie vernommen werden.“ Er wendete

sich nun zum Anwalt. „Wollen Sie den Zeugen befragen?“

„Ich habe nur eine Frage,“ sagte H. „Hassen Sie den Angeklagten?“

„Ja!“

„Dann ist Ihre Aussage ohnehin ohne jede Bedeutung.“

Der Greis wendete sich zum Gehen.

„Auch mein Weib ist noch vorgeladen — soll sie kommen?“

Staatsanwalt und Verteidiger verzichteten auf die Vernehmung.

Nun wurde Georg hereingerufen.

Er war bleich, sein Antlitz trug die Spur großer Erregung. Im Tone tiefsten Mitgefühls erzählte er, wie brav und gut der Angeklagte immer gewesen sei. Darum könne er ihn auch jetzt unmöglich für einen Mörder halten. Die That sei sicherlich nur die Eingebung eines Augenblicks gewesen. Ueber den Grund sei auch er im unklaren.

Die Aussage machte sichtlichen Eindruck auf die Geschworenen. Aber dieser wurde abgeschwächt durch die Frage des Staatsanwalts:

„Sie betrachten sich schon heute als Schwager des Angeklagten? Sie werden seine Schwester jedenfalls heiraten?“

„Ja — das werd' ich!“

Hanusia zuckte zusammen; ihr Antlitz rötete sich, zum erstenmal in diesen peinlichen Minuten feuchteten

sich ihre Augen. Auch Hritzkos Antlitz belebte sich, seine Augen hefteten sich mit einem Ausdruck rührenden, demütigen Dankes auf den Sprecher.

Georg trat ab, der letzte Zeuge, der noch vernommen werden mußte, der Pferdeknecht Jozsi wurde vorgeführt.

Er war sichtlich sehr befangen, und der Präsident mußte wiederholt und eindringlich fragen, ehe er sich auf eine Antwort besann.

Seine Aussage bot anfänglich nichts Neues. Er bestätigte langsam und zögernd, was er bereits vor dem Untersuchungsrichter ausgesagt hatte: daß er die Leiche, die auf dem Rücken gelegen, zufällig aufgefunden und sich dann sofort zum Richter aufgemacht habe, ihm die unheimliche Entdeckung zu melden.

„Dem Hritzko begegnetest du nicht auf dem Wege?"

„Nein, aber der Hanusia."

„Seiner Schwester? Wo?"

„Oben auf dem Bergrücken. Aber begegnet bin ich ihr eigentlich nicht —"

„Sondern?"

„Ich habe sie aufgefunden. Sie ist wie tot dagelegen. Als ich sie zuerst erblicke, denke ich: ‚Wieder eine Leiche, du hast heut einen schönen Spaziergang, Jozsi!' Aber wie ich näher herankomme, sehe ich keine Blutspur, und ihre Hand fühlt sich warm an. Da hole ich Wasser aus der Quelle und schütte es ihr so lange ins Gesicht, bis sie aufwacht —"

Aller Augen richteten sich auf das Mädchen. Richter und Geschworene gerieten in Erregung.

Sie war totenblaß geworden, ihren Lippen entfuhr ein leiser, halb unterdrückter Schrei.

„Wo fandest du sie?“ fragte der Präsident eifrig. „Wo?“

„Oben auf dem Berge. Neben dem Pfade, der aus der Schlucht zum Dorfe führt.“

„Und das hast du bisher verschwiegen? Das ist ja von höchster Bedeutung!“

Der Bursche schwieg und starrte verschüchtert vor sich hin.

„Sage mir, warum hast du das nicht erzählt, als dich der erste Richter fragte?“

„Danach hat er nicht gefragt,“ entschuldigte sich der Jozsi. „Und was liegt daran, daß ich sie am Wege getroffen habe!“

„Hast du dir nicht selber denken können, daß dies für die Untersuchung wichtig ist? Du erfährst, daß der Hritzko deinen Landsmann erschlagen hat, und da fällt es dir nicht auf, daß du seine Schwester kurz nach der That und in der Nähe des Thatortes ohnmächtig aufgefunden hast?“

Jozsi blickte noch immer verdutzt vor sich hin. Dann aber begannen sich seine Züge zu beleben.

„Aha,“ sagte er, „jetzt begreife ich, warum du so fragst, Herr. Du glaubst vielleicht, daß das Mädchen ihrem Bruder geholfen habe? Das ist aber gewiß nicht wahr, denn sie ist sehr brav. Oder

du meinst vielleicht, daß das Verbrechen ihretwegen geschehen sei? Das kann aber auch nicht sein. Denn sie hat ja vom Misko nie was wissen wollen!"

„Misko hat sich also um sie beworben?"

„Ja freilich! Wie oft hat er mir gesagt: ‚Keine im Dorfe widersteht mir, nur die! Und gerade die gefällt mir am besten.' Jawohl, hundertmal hat er das gesagt!"

„Du fandest sie also ohnmächtig," fuhr der Präsident fort, „und brachtest sie wieder zum Bewußtsein? Fragtest du sie nicht, warum sie plötzlich zusammengebrochen war?"

„Nein, Herr!"

„Aber es mußte dir doch auffallen. Sie ist ja ein starkes, gesundes Mädchen. Das wird nicht plötzlich ohne Grund ohnmächtig . . ."

„Es ist mir nicht aufgefallen!"

„Und sagte sie selbst nichts darüber?"

„Nein. Als sie die Augen aufschlug, sagte ich: ‚Gottlob, daß du lebst! Ich dachte schon, du seist auch tot, wie der Misko, der unten erschlagen liegt!'"

„Und wie nahm sie dies auf? Stieß sie einen Schrei aus, erschrak sie?"

„Nein, Herr!"

„War sie erstaunt?"

„Nein! — soviel ich mich erinnere —"

„Kurz, sie benahm sich so, als hättest du ihr keine Neuigkeit erzählt?"

Jozsi zuckte die Achseln. „Ja — wie es mir jetzt scheinen will . . .“

„Erwiderte sie überhaupt etwas auf deine Erzählung?“

„Nein! Nur darauf erwiderte sie, als ich ihr sagte, ich wolle nun zum Richter gehen, und sie möge mit mir kommen. Da sagte sie: ‚Geh nur voraus! Ich kann nicht so rasch gehen, ich komme nach!‘ Ja, das sagte sie . . .“

„Und sie blieb zurück?“

„Ja!“

Die Erregung im Saale war immer höher gestiegen. Die Geschworenen sprachen halblaut miteinander, im Zuhörerraum wurden Rufe des Staunens laut. Hanusia saß regungslos da, aber in ihrer Seele mußte ein furchtbarer Kampf wühlen — man sah es am Ausdruck ihrer Züge. Ich versuche es nicht, ihn zu schildern, mir war's, als blickte ich ins Antlitz einer Sterbenden. . . .

Der Staatsanwalt hatte sich erhoben.

Er stellte den Antrag, die anwesende Hanusia Stanczuk noch einmal zu befragen, ob sie sich der Aussage auch jetzt noch entschlagen wolle. Bleibe sie bei ihrer Weigerung, so behalte er sich weitere Anträge bezüglich dieser Person vor.

„Hanusia,“ sagte der Präsident, „ein Zufall hat uns enthüllt, daß du in gewisser Beziehung zur That deines Bruders stehst. Wir wollen bis auf weiteres hoffen, daß du bloß um seine That gewußt, daß du

sie aber weder veranlaßt noch gefördert hast. Ihn rettest du nicht, wenn du schweigst, und dich, wenn du schuldig sein solltest, auch nicht. Willst du die Wahrheit sagen, Mädchen?"

Sie erhob sich und wankte auf den Gerichtstisch zu.

„Ich — will —" sagte sie mit heiserer Stimme, die so anders klang, als ihre gewöhnliche, so unheimlich schrill, daß es mich kalt überlief.

Der Präsident winkte einem der Gerichtsdiener; dieser setzte einen Stuhl hin, aber sie ergriff nur die Lehne und stützte sich darauf. Und so, wankenden Fußes und mit derselben heiseren Stimme, sagte sie:

„Ich — bin schuld daran! Ich habe es — bisher verschwiegen — weil ich die Frau des Georg — werden wollte — und weil ich dachte — meinen Bruder rettet es doch nicht. Aber nun will ich — alles gestehen; denn Georg — wird mich doch nicht nehmen — und meinem Bruder — rettet es das Leben. Ich war die — Geliebte des Misko."

„Das ist nicht wahr!" schrie Hritzko und sprang auf. „Lüg nicht, Schwester —!"

„Schweig!" rief der Präsident.

„Lüg nicht!" schrie Hritzko. „Denk an unsre Mutter . . ."

„Schweig!" wiederholte der Präsident gebieterisch und erhob sich — „oder ich muß dich sofort aus dem Saale führen lassen!"

„Ich schweige nicht!" rief Hritzko. „Sie will

sich opfern, um mich zu retten, ich dulde es nicht!“ Und ehe es der Wachmann an seiner Seite hindern konnte, sprang er vor und wollte sich auf das Mädchen stürzen.

Aber in demselben Augenblick hatten ihn die Gerichtsdiener gefaßt und zerrten ihn auf einen Wink des Präsidenten hinaus.

Hanusia hatte sich während dieses Zwischenfalls nicht vom Platze gerührt.

„Nun,“ nahm der Präsident das Verhör wieder auf, „du warst also die Geliebte des Misko?“

„Ja!“

„Seit wie lange?“

„Seit — einem Jahre!“

„Du täuschtest also deinen Bräutigam?“

„Ja!“

„Und deinen Bruder?“

„Ja!“

„Wo pflegtest du dich mit dem Misko zusammenzufinden?“

„Im Walde.“

„So war es auch an jenem Freitag nach Frohnleichnam?“

„Ja!“

„Am Kreuze des Gregori?“

„Ja!“

„Dein Bruder kam zufällig dazu?“

Sie nickte.

„Oder hat er schon früher irgendwie Verdacht geschöpft und euren Zusammenkunftsort erfahren?“

„Nein!“

„Besinne dich wohl! Er kam nicht etwa schon deshalb zum Kreuze, um deinen Geliebten zu töten?“

„Nein!“

„Also er kam zufällig? Und was geschah nun?“

„Wir hatten ihn — von ferne kommen sehen. Ich riet dem Misko — sich hinter einem Strauche — zu verstecken —“

„Sie wird ohnmächtig!“ rief einer der Geschworenen. „Gönnen Sie ihr Ruhe!“

Sie schüttelte den Kopf. „— zu verstecken. Aber mein Bruder —“

„Gewahrte ihn doch!“ ergänzte der Präsident. „Und schlug ihn nieder.“

Aber sie gab keine Antwort mehr. Sie wankte und brach ohnmächtig zusammen. Die Gerichtsdiener trugen sie in den Vorsaal.

Kein Wort vermag die Erregung zu schildern, die sich während dieser Scene aller Anwesenden bemächtigte.

Ich konnte es nicht länger ertragen; mein Herz klopfte zum Zerspringen, ich stürzte hinaus und ins Freie, dem nahen Parke zu.

Eine Gewalt, die stärker war, als mein Wille, zog mich wieder hinein. . . . Kaum eine halbe Stunde mochte ich weggeblieben sein, aber als ich wieder über den Austriaplatz dem Schwurgerichtsgebäude zuschritt, kamen mir bereits die Gymnasiasten entgegen, die neben mir im Zuschauerraum gesessen hatten.

Ich hielt einen von ihnen an. „Die Verhandlung ist wohl vertagt?"

„Nein, zu Ende! Es ging sehr schnell und mit lauter Ueberraschungen ab. Ich bin in den Ferien bei jeder Verhandlung, aber so etwas habe ich noch nicht erlebt. Also — der Staatsanwalt sprach natürlich gegen die Beeidigung des Mädchens. Er zweifle nicht, daß sie den Sachverhalt im großen und ganzen richtig dargestellt hätte, aber doch ein wenig entstellt zu gunsten ihres Bruders. Nun hätte man vermuten sollen, daß der Verteidiger auf die Beeidigung dringen werde. Aber er schwieg, was sagen Sie dazu! Nun, der Gerichtshof beschloß, von der Beeidigung abzusehen, aber mit der Begründung, daß sie nur deshalb nicht nötig sei, weil die Aussage ohnehin im höchsten Grade den Stempel der Wahrheit an sich trage! Auch wäre

sonst eine Vertagung nötig gewesen, da die Dirne noch immer bewußtlos war. Also, erste Ueberraschung: Der Verteidiger schweigt! — Zweite Ueberraschung: Der Gerichtshof lehnt mit dieser Begründung ab! Aber nun die dritte: Der Staatsanwalt verliert dadurch den Kopf, fürchtet, daß die Geschworenen die Frage auf Mord nicht mehr bejahen werden, und trägt selbst auf Totschlag an! Nun kommt die vierte und größte Ueberraschung: Der Verteidiger erhebt sich, jeder erwartet eine große Rede, er aber sagt nur: ‚Dieser Antrag der Staatsanwaltschaft enthebt mich der Pflicht, meinerseits zu gunsten des Angeklagten zu plaidieren!‘ Wörtlich! — Was sagen Sie dazu! Und er gilt als unser bester Verteidiger! Der Präsident resumiert binnen zwei Minuten, die Geschworenen ziehen sich zurück, kommen nach fünf Minuten wieder: Die Frage auf Totschlag ist natürlich bejaht. Der Staatsanwalt beantragt zehn Jahre Kerkers. Der Verteidiger zählt die Milderungsgründe auf, aber auch nicht etwa in einer schönen Rede, sondern leise, stotternd, in einem Tone, als zählte er einen Haufen Bohnen ab. Und nun kommt die fünfte und letzte Ueberraschung: Der Gerichtshof erscheint nach einer kurzen Weile wieder, und das Urteil lautet auf vier Jahre Kerker! Nun, der Doktor H. braucht darauf nicht stolz zu sein. Aber — da kommt er ja! Nun, er sieht auch nicht aus, als ob er stolz darauf wäre!“

In der That, so sah mein Freund nicht aus.

Mit gesenktem Haupte, in tiefem Sinnen schritt er an mir vorbei.

Ich trat an ihn heran.

„Das war eine schwere Stunde!“ sagte ich.

„Eine schwere Stunde!“ wiederholte er. „Ich werde sie nie vergessen! Wenn der Gerichtshof auf Beeidigung erkannt hätte, wer weiß, wie ich mich in diesem entsetzlichen Konflikt der Pflichten benommen hätte. . . .“

„Wo ist die Hanusia?“

„Sie liegt im Fieber. Ich habe dafür gesorgt, daß sie bis zu ihrer Herstellung bei der Kerkermeisterin bleiben kann. Wenn sie genesen ist, so will ich mich bemühen, ihr hier eine Existenz zu schaffen. In Tereschenу ist ihres Bleibens nicht mehr.“

„Und Hritzko?“

„Rast wie ein Wütender. Auch Georg, den ich im Vorsaal traf, ist außer sich vor Schmerz. Der eine weiß, daß das Mädchen gelogen hat, der andre vermutet es. Aber beide müssen sich das Opfer gefallen lassen und genießen seine Früchte. Der eine hat nun nicht mehr den Fluch des Vaters zu fürchten, der andre braucht sein Leben nicht im Kerker zu verbringen.“

„Sind beide eines solchen Opfers wert?“ rief ich schmerzlich.

„Danach wollen wir nicht fragen,“ sagte H. bewegt. „Uns bleibt nur eins: sich vor der Kraft und dem Adel der Seele zu beugen, die das Opfer

gebracht hat, bringen konnte. ... Mir ist ihr Opfer ein Beweis, daß der adelige Sinn nicht ausstirbt unter den Menschen ..."

Zwei Tage später verließ ich die Stadt.

Von der Hanusia habe ich nie wieder etwas vernommen.

Landsmann und Landsmännin.

Deutsche Treu und deutsches Hemde
Das verschleißt sich in der Fremde.
Heine.

... Deutsche in der Fremde! — Es ist ein seltsam Ding, und je weiter einer durch die Welt gewandert, desto sonderbarer wird ihm zu Mut, wenn er auf dies Kapitel zu sprechen kommt. ....

Man weiß: die stärksten Gefühle des Menschenherzens sind zugleich seine stillsten. Und des mächtigsten Zaubers, der über uns waltet, werden wir erst gewahr, wenn wir ihn vermissen. So die Bande unsrer Zusammengehörigkeit mit andern Menschen, die Bande des Blutes, des Volkstums. Sie sind uns so liebgewohnt, so liebvertraut, daß sie uns selbstverständlich dünken, daß wir ihrer kaum einmal dankbar gedenken, solange sie uns begnaden. Mutterliebe, Muttersprache — was das unserm Herzen bedeutet, lernen wir erst in der Fremde. Jeder heimatliche Laut klingt wie ein Gruß. Denn plaudern kann man in fremder Zunge und kühle Phrasen drechseln schon gar! — aber aussprechen kann man sich nur in der Muttersprache. Verlieben kann man sich in eine Fremde, auch recht viel Pläsir da-

von haben, aber lieben, glaub' ich fest, kann man nur eine Landsmännin.

Das gilt von allen Völkern, um so mehr von uns Deutschen. Gemüt, der Begriff und darum auch das Wort dafür finden sich nur in unsrer Sprache. Daher sollte man denken, einem Deutschen müßte es doppelte Freude machen, auf einen Landsmann zu treffen, oder gar dreifache Freude, wenn es eine hübsche Landsmännin ist. Es ist aber selten so, die Freude ist häufig überaus stark gemischt. „Deutsche in der Fremde" — das ist, wiederhole ich, ein seltsames Kapitel, und wer Gelegenheit hat, sehr viel darin zu blättern, den drängt's oft unbändig, das Buch für immer zuzuschlagen. Denn es hat mindestens soviel schmähliche wie glänzende Blätter.

Warum?

Aus verschiedenen Gründen. Sie wurzeln teils in der deutschen Geschichte, teils in der deutschen Volksnatur.

Erst seit zwanzig Jahren gibt es wieder ein Reich deutscher Nation. Vor jenen glorreichen blutigen Sommertagen gab's nur eine lächerliche ohnmächtige alte Bundesbase und schließlich selbst die nicht mehr. Tausende von Deutschen wurden von den dreiunddreißig Vaterländern physisch vor die Thüre gesetzt, Millionen aber moralisch: durch die überaus argen Verhältnisse. So zogen sie auf fremde Erde, und was nahmen sie mit? Etwa ein stolzes deutsches Bewußtsein?

Ach nein! Höchstens ein sehr gedrücktes fürstlich Lippe-Schaumburgsches, oder reichsgräflich Hessen-Homburgsches oder gar ein auf den Unterthanenrücken eingebläutes großherzoglich Mecklenburg-Schwerinsches Bewußtsein! Das wird man gerne los, sobald man kann. Sie entnationalisierten sich.

Aber noch eine andre Schattenseite war an diesem nationalen Jammer. Der deutsche Name genoß im Ausland weder Achtung noch Liebe, im Gegenteil die ausgesprochenste Mißachtung, den unzweifelhaftesten Haß. Die Mißachtung war am Ende leider noch begreiflich, den Haß kann man nur dann verstehen, wenn man erwägt, daß Undankbarkeit ein hervorragender Zug der Menschennatur ist; kein Volk hat für andre mehr gethan, als die Deutschen. Es war also von vornherein keine Ehre, noch ein Vorzug, ein Deutscher zu sein. Dergleichen wirkt furchtbar entsittlichend. „Hält man mich von vornherein für täppisch und charakterlos — ei nun! so habe ich in der allgemeinen Meinung nichts mehr zu verlieren.“

So mag mehr als einer gedacht haben.

Dann die Gründe, die in der deutschen Volksart wurzeln. Da wäre zuerst die Fähigkeit, sich ganz wunderbar in fremde Eigenart einzuschmiegen. Sie hat ihre lichte und schöne Seite, diese Fähigkeit — dank ihr ist in unsrer Litteratur nahezu jenes Ideal einer Weltlitteratur, von dem der große Goethe geträumt, verkörpert — aber sie hat auch ihre dunkle und kleinliche Seite — dank ihr sind wir, besonders

die Deutschen in der Fremde, gerne die Affen der andern. Und da sich nun einmal bekanntlich Gutes und Stilles minder leicht nachahmen läßt, als Schlimmes und Grelles, so findet man bei ihnen oft genug eine wahre Musterkarte aller Untugenden der Leute, unter denen sie wohnen. . . .

Zweitens ist die deutsche Natur, was ihren ethischen Inhalt betrifft, sonderbar geartet. Es ist dies eine so auffällige Erscheinung, daß es wunderbar ist, warum sie bisher niemand zur Sprache gebracht. Von den Deutschen gilt nämlich, was ihr Ethos betrifft, im Vergleich zu andern Völkern dasselbe Wort, das man von den Frauen im Vergleich zu den Männern mit Recht gesprochen hat. Kein Mann ist so edel, wie eine edle Frau, kein Mann ist so schlecht, wie eine schlechte Frau. So sinkt auch der Deutsche, wenn er einmal ins Sinken gerät, ganz entsetzlich tief. Wir sind eben in allen Dingen ein gründliches Volk.

Aus all diesen Gründen ist es selten eine ungetrübte Freude, wenn man als Deutscher in der Fremde auf Landsleute stößt. Vor allem weiß man nicht, ob es denn noch Deutsche sind, oder nicht bereits Engländer, Russen, Magyaren und weiß Gott was, sogar ein türkischer Deutscher ist mir einmal in den Weg gelaufen. Und dann weiß man nicht, ob man ihnen die Hand geben darf, wenn man gerade keinen Handschuh anhat. . . .

Und damit hätte ich mir vom Herzen geschrieben, was ich so im allgemeinen über das Thema zu sagen

hätte. Es ist vielleicht gut, wenn auch derlei einmal frank und frei ausgesprochen wird. Nun aber zum Besonderen, zum sehr Besonderen. Denn der Hauptzweck dieser Skizze ist, zwei kleine Geschichten zu erzählen, die diese allgemeinen Betrachtungen nur nach gewisser Richtung hin zu illustrieren geeignet sind.

Freilich sind das blonde Annele und der hagere Friedrich, der Märtyrer seiner Ideale, immerhin auch Typen.

Und nun in medias res. Natürlich hat die Landsmännin den Vortritt.

Zu Riva war's, dem kleinen Seestädtchen am blauen Lago di Garda. Man kann über dies Städtchen, das einzige echt italienische Nest in Oesterreich, sehr verschiedener Ansicht sein, je nachdem man ein verzückter welscher Poet ist, oder ein Deutscher, dem wohl zuweilen in sonnigen Stunden auch Verse auf die Lippen treten, der aber im übrigen die Welt, jenen trentinischen Flecken nicht ausgenommen, so ansieht, wie sie ist. Denn Herr Giovanni Prati nennt Riva die „Regina dell Garda“, eine „Città Gilliarda“, „Città Cortese“, während mir das Städtchen stark wie ein düsteres, winkliges, verräuchertes Nest vorgekommen ist, in dem man, besonders an Regentagen, vor Langeweile sterben kann. Denn da sind See und Himmel verschleiert, und des Fremdlings einzige Zerstreuung ist, zuzusehen, wie im einzigen Café, dem Café Andreis, die einzigen Stammgäste, die Offiziere, sich die Zeit vertreiben.

Sie thun dies, indem sie gähnen. Der eine Lieutenant thut's rasch, der andre langsam, der eine Hauptmann bringt einen dumpfen, der andre einen hellen Ton zuwege. Kurz, ein wahres Gähnkonzert,

und der Regen plätschert draußen und gibt den trübseligen Grundton. . . .

Drei Tage hatte ich's getragen, trug's nicht länger mehr. Aber als ich am vierten, einem Sonntag, aufstand, mein Ränzlein zu packen, da schob ich's rasch wieder in die Ecke.

Es war ein wundersamer Morgen. Blaugoldig der Himmel, blaugoldig der See, das düstere Städtchen war doch dasselbe, und dennoch nicht wieder zu erkennen im Lichte dieses begnadeten Herbstmorgens. Und behaglich schlenderte ich durch die Gassen und ließ mir die Sonne ins Herz scheinen. Dann, als die Glocken lieblich und feierlich zugleich durch die helle Luft klangen, ging ich den Tönen nach und zur Kirche.

Eine uralte, wertvolle, sehr angedunkelte Madonna soll drinnen sein, ich habe sie aber nicht gesehen. Andre, gleichfalls wertvolle, aber viel, sehr viel jüngere Madonnen sah ich mir an. Dunkel waren sie freilich auch, und in den braunen Gesichtern standen prächtige schwarze Augen — die blieben keinen Blick schuldig, sondern zahlten ihn gleich zurück, mit Wucherzinsen sogar. . . .

So gestärkt ging ich fort und wanderte hinaus an den See, jene merkwürdige Felsenstraße entlang, die ins Val di Ledro führt und dann weiter hinein ins Lombardische.

Es ist ein vergnügliches Wandern auf dieser Straße, wenn alles voll Blau und voll Gold ist, Himmel und See, und schließlich sogar auch, wenn

man aus gebührender Ferne darauf zurückblickt, das düstere Nest im Seewinkel. Nachdem ich einen solchen Aussichtspunkt gewonnen, stand ich still und schaute. Wie lang ich so gestanden und in die Wasser gestarrt, und in die Lüfte und auf die Schneekuppen des Monte Baldo und auf die weißen Häuserhäuflein von Riva und Torbole — wie lang, ich weiß es nicht, aber jedenfalls war's der Mühe wert. . . .

Gestört wurde ich nicht, nur wenige lebendige Geschöpfe zogen die Straße an mir vorbei, das Ledrothal hindurch, einige Maultiere und einige Bäuerlein. Und beide machten, während sie so langsam emporkeuchten, ziemlich gleiche Gesichter.

Da klang ein rascher, elastischer Schritt hinter mir, und als ich mich umwandte, sah ich noch etwas wie den Schein einer rosigen Wange und goldigen Haares. Eine Frauengestalt war's, die da hinabschritt nach Riva. Schritt? — nein! sie schwebte, wirklich und wahrhaftig — mindestens war alles Anmut und Harmonie in dieser Bewegung.

Kann eine Welsche so gehen? dachte ich. Nein! „denn die Italienerin geht majestätisch," sagt Johannes Scherr, „die Spanierin stolz, die Engländerin selbstbewußt, die Französin anmutig. Der Gang der deutschen Frau hat nur in Ausnahmsfällen einen bestimmten Charakter, und es macht sich auch hier der Mangel eines kräftigen nationalen Bewußtseins fühlbar."

Aber konnt's nicht vielleicht doch eine Deutsche

sein? Das Blondhaar deutete darauf hin, und es konnte ja hier einer der „Ausnahmsfälle“ vorliegen, wo der Gang der Deutschen einen „bestimmten Charakter“ hatte, den des Schwebens. Diesen Charakter hat er freilich selten; besonders die norddeutschen Frauen gehen plump einher, woran aber vielleicht weniger der „Mangel eines kräftigen nationalen Bewußtseins“ die Schuld trägt, als vielmehr die kräftigen, großen Füße. Aber konnt's nicht eine Süddeutsche sein?

Und rascher begann ich zu gehen, aus Neugier und Patriotismus. Bald hatte ich das Mädchen eingeholt, überholt, und als ich ihr ins Antlitz blickte, da zweifelte ich nicht — das war ein „Ausnahmsfall“, das war eine Deutsche. Noch dazu ein holdseliger Typus, wie er unauslöschlich feststeht in unsrer größten Dichtung und im deutschen Herzen: das war ein „Gretchen“ wie es leibt und lebt. Ein schlanker, magdlicher Leib, züchtig von einem schwarzen Gewande umschlossen, ein rosiges Antlitz voll stiller, keuscher Schönheit, süße blaue Augen, goldnes Haar und im Blick, im ganzen Wesen ein Ausdruck lieblichster, rührendster Unschuld — ja! das war ein deutsches Mädchen.

Einen Augenblick zauderte ich, ich dachte: „Was willst du dem holden Kind lästig fallen?“

Dann aber sprach ich sie doch an, freilich anders, als ich es sonst wohl gethan hätte.

Höflich zog ich den Hut und sagte fast stotternd:

„Verzeihung, mein Fräulein, aber — in der Fremde — nicht wahr, Sie sind eine Deutsche?“

Die blauen Augen blickten mich freundlich und unbefangen an.

„Ei, freilich! — aus München! Sie sind wohl nur auf der Durchreise —?“

„Ja. Sie wohnen in Riva?“

„Seit einem Jahr!“

Ein leiser Seufzer entfuhr ihr dabei unwillkürlich. „Schon ein langes, langes Jahr.“

„Es scheint Ihnen da nicht zu behagen?“

„Freilich nicht! Aber wenn man muß —“

Sie seufzte wieder. „Diese Italiener — es gibt ja auch recht gute Leute unter ihnen, aber Deutsche sind's doch nicht. Ich sehne mich oft nach München zurück.“

„Und was hindert Sie, dieser Sehnsucht zu folgen?“

„Ach, mein Gott! ich habe ja niemand mehr dort! Meine Eltern sind tot, Vater und Mutter, ich habe gar niemand mehr auf der Welt. Da muß man froh sein, wenn man seinen Unterschlupf hat. Freilich, anderswo wär' ich schon lieber. Aber meine Wirtin zwingt mich —“

„Welche Wirtin?“

„Sie sind gestern am Hause vorbeigegangen, ich habe Sie gesehen, Sie wollten auch eintreten, aber das Haus sah Ihnen zu grauslich aus — der ‚Albergo all' Africana‘ — da bin ich Schenkmädchen —“

Ich stutzte.

Ich war allerdings gestern, als ich im grauen Lichte des trostlosen Tages durch die düsteren, steilen Gäßchen irrte, in ein kleines, besonders schmutziges Sackgäßchen geraten und damit vor ein verfallenes Haus, das jene Aufschrift trug und darunter ein Blechschild, worauf ein großer schwarzer Fleck war, der wahrscheinlich das Abbild einer Negerin darstellte. Aber eintreten hatte ich nie wollen, dazu sah mir die Wirtschaft zu unheimlich aus.

Und da waltete nun dies holde Geschöpf als Schenkmädchen! Gretchen in der Spelunke! — ich faßte sie unwillkürlich schärfer ins Auge. . . .

Sie war blutrot geworden.

„O, mein Herr," rief sie lebhaft, „Sie dürfen deshalb nicht schlecht von mir denken. Ich darf jedem Menschen offen ins Gesicht sehen, auch wenn ich in diesem Hause diene!"

„Verzeihen Sie —"

„Entschuldigen Sie sich nicht — der Schein ist ja wirklich gegen mich. Aber wenn auch der Albergo ein armseliges Haus ist, ein schlechtes Haus ist er nicht, wenigstens bis jetzt nicht. Freilich, wenn es so fortgeht," fügte sie leiser hinzu, „wer weiß, wohin die Not meine Wirtin noch treibt . . ."

„Hm!"

Sie sah mich stolz an.

„Mich macht sie nicht schlecht, mich nicht. Die Kordula — an der war nichts zu verderben. Aber

mich nicht! — Und wenn es zum Aeußersten kommt, so weiß ich, was ich thue. Lieber in den See, als in die Schande —"

Ihre Augen blitzten, um den Mund zuckte es schmerzlich.

Nein! — das war keine Komödie! Ein jähes, tiefes Mitleid regte sich mir im Herzen.

„Mein Fräulein," sagte ich herzlich, „aber darf ich um Ihren Vornamen bitten —"

„Annele."

„Mein liebes Annele, Sie dürfen nicht so verzweifelt sprechen. Sie können mir vertrauen."

Sie hatte zu schluchzen begonnen.

„Ach, es geht Sie doch nichts an! Sie sind ein Fremder! Aber ich habe wieder in der Muttersprache mit Ihnen reden können, und da ist mir so unwillkürlich emporgequollen, was ich auf dem Herzen habe. Ach, mir ist das Herz so schwer!"

„Ich bin ja Ihr Landsmann," tröstete ich. „Sie müssen mir vertrauen. Vor allem: Warum bleiben Sie in diesem Hause?"

„Weil ich —" sie stockte und wurde blutrot, fuhr dann aber fest und tapfer fort, „weil ich der Wirtin Geld schuldig bin und es abdienen muß. Aber wozu sage ich das? Es nützt doch nichts!"

Wir waren bei den ersten Häusern des Städtchens angelangt.

„Und hier wollen wir scheiden. Verzeihen Sie, mein Herr, von Ihnen glaube ich alles Gute, aber

der Leute wegen wollen wir hier auseinandergehen. Wenn sie mich so mit einem Fremden gehen sehen, so werden sie wieder zischeln und lügen und verleumden. O, wie ich sie hasse, diese falsche welsche Brut! . . . Leben Sie wohl!“ sie reichte mir die Hand. „Und ich danke für Ihre Güte gegen mich armes, verlassenes Ding. Leben Sie recht wohl!“

„Nein, Annele,“ sagt’ ich und hielt ihre Hand fest, „auf Wiedersehen. Ich werde Sie nicht heimbegleiten, wenn Sie es nicht wünschen. Aber nachmittags komme ich in den ‚Albergo‘, und da erzählen Sie mir, wie die Sachen stehen. Ich hoffe, ich kann etwas für Sie thun. Es wäre gar zu jämmerlich, wenn ein so braves junges Blut hier in der Fremde verkäme. Auf Wiedersehen, Annele!“

„O — Sie sind — so gut!“ stammelte sie mit feuchten Augen. Dann huschte sie fort. Noch von der nächsten Ecke her nickte sie mir zu und verschwand.

Ich aber ging sonderbar bewegt in meinen Gasthof, den „Giardino“. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, aber ich glaube, ich wäre auch dann bewegt gewesen, wenn es sich um ein minder schönes Mädchen gehandelt hätte, selbst um ein sehr häßliches Ding. Nun war aber das Annele überdies strahlend schön und liebreizend in ihrer Trauer und Hilflosigkeit.

Dem Mädchen muß geholfen werden, dachte ich.

Am Nachmittag ging ich in den „Albergo all’ Africana“. Das Haus sah im grellen Sonnenlichte

doppelt trostlos aus. Aus dem Erdgeschosse klang mir wüstes Schreien entgegen und das Gestampfe von Tanzenden. Nur zuweilen ward zwischendurch das Kreischen einer Fidel hörbar und das Piepsen einer Klarinette.

Ein grell geputztes üppiges Mädchen mit frechen schwarzen Augen kam mir mit einigen Weinflaschen entgegen. Das Extrazimmer sei im ersten Stock, sagte sie mir mit überaus freundlichem Lächeln.

Das war wohl jene Kordula, „an der ohnehin nichts zu verderben gewesen“.

Ich ging hinauf.

Das Annele war allein in der kleinen Stube. Errötend kam es mir entgegen und bot mir die Hand. „Ach, fast habe ich nicht geglaubt, daß Sie Wort halten! . . . Es wäre zu viel Glück . . . und ich habe bisher so wenig Glück gehabt!“

Sie lief hinunter und brachte mir eine Fogliette roten Weins.

„Es ist unser bester,“ sagte sie, „er wird Ihnen freilich zu schlecht sein!“

Ich kostete und schob das Getränk entsetzt zurück. „Und nun erzählen Sie.“

Und sie erzählte, w a s — kann ich hier andeuten, w i e, kann ich nicht wiedergeben. Es war so einfach, so schlicht, so wahr, so natürlich! Die ganze Seele des armen, schönen Kindes lag offen vor mir. Auch war, was sie erzählte, durchaus nicht unwahrscheinlich — es war die alte, traurige Geschichte, die ewig neu bleibt.

Sie sei, berichtete sie, ehrlicher Münchener Bürgersleute Kind. Der Vater sei Schlossermeister gewesen und früh gestorben, bald darauf auch die Mutter. Eine gute, alte Tante habe sich nun der verlassenen Waise angenommen und sie aufgezogen, obwohl sie selbst sehr arm gewesen Die Tante habe sich davon ernährt, daß sie eine sehr große Wohnung gemietet und sie dann zimmerweise an Aftermieter abgegeben, an Studenten und Künstler. Und da sei nun vor zwei Jahren, als das Annele just siebzehn Jahre alt geworden, in das schönste dieser Zimmer ein junger Herr eingezogen, der weder Künstler noch Student gewesen, sondern so beides zugleich, weil so glücklich, seines Reichtums wegen nichts ernstlich anpacken zu müssen, ein Edelmann aus Livland, Woldemar von Sulant. . . . Und hier sei sein Bild.

Sie zog es aus der Schürzentasche hervor.

Ein blonder, schlanker Mann mit nicht unhübschen, aber verlebten Zügen. Auf der Rückseite — das Bild war in Riga gefertigt und trug die Firma eines dortigen Photographen — stand in großen flüchtigen Zügen:

„Seinem geliebten Weib Annele — Woldemar von Sulant — Meran (folgte das Datum, aber unleserlich gemacht).

„Damit wissen Sie eigentlich schon alles,“ sagte das Mädchen.

Dann erzählte sie dennoch ausführlich in ihrer lieben, stillen Art, wie Herr Woldemar ihr schön

gethan und „ein schöner Mensch ist er ja gewesen", sie aber sei fest geblieben und habe sich erst dann bewegen lassen, ihm zu folgen, als er ihr mit heiligem Eide zugeschworen, daß sie sein Weib werde. Da sei sie bei Nacht und Nebel der guten Tante entwichen und ihm gefolgt.

„Ach, wie schwer hab' ich's gebüßt!" Er habe ihr mit allem, was dem Menschen heilig sei, sich verpflichtet, sie allsogleich zum Traualtar zu führen, sobald sie München im Rücken hätten. Denn da lebe auch ihm eine Tante, da sei's unmöglich. Aber sonst allüberall.

„Es kam jedoch nirgendwo dazu. Und wenn ich weinte, wußte er mir's auszureden, ach, gar zu schön wußte er zu reden! Aber bis Meran bin ich doch fest geblieben. Doch da —" Sie stockte und wurde blutrot.

Mit abgewandtem Antlitz fuhr sie fort:

„Da gab er mir dies schriftliche Eheversprechen und ich glaubte ihm. . . . So kam ich ins Unglück. . . ."

Wieder hatte sie aus ihrem Archiv, dem Schürzentäschchen, ein Blatt hervorgezogen und überreichte es mir. Darauf stand in denselben großen Zügen:

„Ich verpflichte mich mit meinem Ehrenwort als Edelmann, Fräulein Anna M. aus München zu ehelichen, sobald wir in Italien sind. Meran. (Datum unleserlich.)

Woldemar von Sulant."

„Darauf reisten wir ab,“ fuhr sie fort. „Hier machten wir Halt und — es war eine schöne Zeit. Aber so sehr ich dennoch dazu drängte, weiterreisen wollte er nicht. ‚Es ist ja hier so schön,‘ sagte er immer. ‚Mailand und der Segen des Priesters, das hat ja später Zeit.‘ Dann aber reiste er doch fort, voraus, um alles zu ordnen. Nach zwei Tagen kam er wieder: nun wären alle Vorbereitungen getroffen. Nur noch vier Tage wollten wir hier bleiben. Wir wohnten im ‚Hotel Kern‘.

„Da bekam er plötzlich eine Depesche. ‚Ich muß fort,‘ sagte er mir, ‚meine Tante liegt in Meran im Sterben. In einigen Tagen bin ich wieder hier.‘ Er ging und ist nie wiedergekommen. Ich harrte und harrte, und nach vierzehn Tagen erkannte ich endlich, wie es um mich stand. Auch drängte der Wirt wegen der Zeche, denn für sich hatte der Woldemar bezahlt, aber für mich nicht. Und als ich nun gar erkannte, daß ich“ — sie errötete wieder — „noch für ein andres Geschöpf sorgen mußte, da verließ mich Kraft und Mut. Und ins Wasser wollte ich gehen, — o hätt' ich's gethan! . . .

„Aber da brachte mich der Zufall mit der Wirtin hier zusammen. Sie erbarmte sich meiner — damals war sie noch in besseren Verhältnissen — zahlte beim Wirt meine Zeche und nahm mich in ihr Haus. Und da gebar ich — es war ein Knäblein, aber der arme Wurm starb gleich darauf, er war gar schwächlich — ich hatte gar zu viel geweint und mich gehärmt.

„Und nun sitz' ich da. Der Wirtin muß ich ohne Lohn dienen — ich bin ihr auch so noch hundert Gulden schuldig. Nun — ich würde es willig tragen. Aber nun ist die Wirtin verarmt und mutet mir zu, daß ich so werde, wie die Kordula. Niemals! Lieber in den See, wo er am tiefsten ist. Und nun wissen Sie alles!"

„Annele," sagte ich, „die hundert Gulden werden heut' abend bezahlt sein!"

„O Herr," sagte sie und faltete die Hände, und die Thränen schossen ihr jählings ins Auge.

Ich fühlte, wie sich's mir gleichfalls im Augenwinkel regte.

Da traten, weiterer Rührung wirksam zu steuern, zwei „Führer" von den Kaiserjägern in die Gaststube.

„Grüß Gott, Annele," sagte ich kurz, „heute abend um neun Uhr komm' ich wieder."

Sie antwortete mir nur mit einem langen Blick. Aber diesen Blick werde ich nicht vergessen. Trotz alledem, was darauf folgte — ich werde ihn nie vergessen.

Ich ging fort auf mein Zimmer. Eine gute That ist auch etwas wert, dachte ich. Und es soll eine reine That bleiben. Du willst an dem Mädchen kein zweiter Woldemar werden. Du schaffst ihr noch eine Fahrkarte nach München — dort mag sie sich selber weiter helfen. Ja, so thust du. . . .

Ich that aber doch anders.

Ich ging nicht um neun Uhr hin, sondern um acht — ich glaube gar, mein Herz trieb mich rascher. Im Dunkeln tappte ich durch den Hausflur der Treppe zu. Eine Thür, die zur Küche, war nur angelehnt, ein Lichtschein drang heraus und der Ton zweier Stimmen.

Eine dieser Stimmen kannte ich gut, sehr gut. Es war eine süße Musik in dieser Stimme. Jetzt freilich weniger, als am Nachmittag. Vielleicht, weil die Stimme jetzt in sehr häßlichem Italienisch sprach:

„Ich sag' Euch, Padrona, der Kerl sitzt mir auf; wißt Ihr, so ein weicher Deutscher, die sind dumm genug dazu. Am Abend kommt er und zählt Euch die hundert Gulden zu. . . .“

„Aber dann wird er dich mitnehmen wollen?“ erwiderte eine fettige Weiberstimme.

„Da laßt nur mich machen. Ich kriege die hundert Gulden — ein Zehner davon gehört Euch — und bleibe doch hier. Jetzt, wo ich hier so gute Kundschaft —“

Still schlich ich mich von der Treppe weg und durch den Hausflur wieder ins Freie. Im Sackgäßchen stand ich still und atmete tief auf. Mich kam etwas an, wie ungeheure Heiterkeit, und doch that mir das Herz weh.

Aber war sie wirklich so schlecht? Und jene Photographie? Und jenes Eheversprechen?

Waren sicherlich echt und Herr Woldemar ein echter Schurke, der das Mädchen wirklich verführt

hatte. Aber schon vor einigen Jahren. Und darum hatte sie das Datum unleserlich gemacht.

Seitdem lag eben viel dazwischen. . . .

Das war die Begegnung mit der Landsmännin am blauen See. Und nun von dem Landsmann an einem andern großen Wasser. . . .

Er war nicht so schön, wie das Annele im welschen Albergo, aber dafür weit interessanter.

... Zu Odessa war's, unter den Akazienbäumen der Promenade. Selig und freudetrunken wandelte ich da auf und nieder und blickte immer auf das wunderschöne Bild zu meinen Füßen. Ich genoß nun einige Tage schon denselben Anblick, aber er fesselte mich stets von neuem mit unwiderstehlicher Gewalt. Stundenlang saß ich auf einem der kleinen Ruhesitze unter den Bäumen, sinnend, träumend, jubelnd!

So war's auch an einem milden, schönen Nachmittage im September. Die Sonne sank, ein rotglühender, blendender Ball, in die Fluten des Meeres. In wunderbaren, satt violetten Tinten schimmerte die weite, weite Wasserfläche und rechts und links die öde unendliche Düne.

Um mich war's stille — Spaziergänger suchten die einsame Stelle nicht auf. Und so saß ich in den Anblick versunken und schaute. ... „Wie schön! Wie schön!" jubelte es in mir.

Da geschah etwas, was mich fast erschreckte. Plötzlich — ich hatte keinen Schritt nahen gehört —

sagte hinter mir jemand, wie ein Echo meiner Gedanken, ganz deutlich:

„Wie schön! ...“

Die Worte waren leise gesprochen, wie aus tiefaufatmender Brust, in deutscher Sprache. ...

Ich wandte mich rasch um.

Vor mir stand eine sehr sonderbare Gestalt, die mich fast ebenso verblüffte, wie jenes plötzliche Geflüster. Nicht etwa, als ob mir eine solche Erscheinung an sich ungewohnt gewesen wäre. Im Gegenteil, derartige Gestalten waren mir zu Dutzenden in den Straßen deutscher Universitätsstädte begegnet. Lange, hagere Figur, gelblich-blasses, bartloses Antlitz, langer, schwarzer, verschlissener Rock, unter dem ein schwarzes, ebenso lebensmüdes Beinkleid hervorlugte, hohe, steife Halsbinde, wettergeprüfter Cylinder — das war der „Kandidat“, wie er in den Straßen von Erlangen, Tübingen oder Jena zu Dutzenden herumläuft. Aber hier — am Pontus Euxinus!

Der Mann mochte mein erschrecktes Auffahren bemerkt haben. Er griff sehr höflich an den Hut und entschuldigte sich in russischer Sprache, daß er mich gestört habe. Es war freilich ein entsetzliches Russisch.

„O bitte, bitte, Herr Kandidat,“ erwiderte ich — ich hatte den Titel nicht aussprechen wollen, aber er war mir unwillkürlich über die Zunge geglitten, — „ich bin auch ein Deutscher, es freut mich sehr, einen Landsmann zu treffen.“

„Ein Deutscher, sieh! sieh!“ rief er, offenbar freudig überrascht. „Am Ende auch deutscher Student gewesen?“

„Ja!“ erwiderte ich fröhlich und schlug kräftig in die dargebotene Rechte.

Damit war das Gespräch eröffnet und der Stoff zur Fortsetzung reichlich gegeben. Wir sprachen über hochansehnliche Universitäten und nicht minder hochansehnliche Verbindungen, über weise Professoren und närrische Füchse, weise Füchse und närrische Professoren — über tausend verschiedene Dinge und zum Schlusse über mich. Ich teilte dem Manne mit größter Offenheit meine Verhältnisse mit.

Dann aber fragte ich ebenso offen:

„Ja — aber — verzeihen Sie — aber welcher Wind hat Sie hierher geweht, Herr Kandidat?“

„Verhältnisse!“ erwiderte er langsam und gedrückt, „Verhältnisse, verehrter Landsmann.“ Dann aber sprang er rasch von dem Thema ab und sagte etwas pathetisch: „Wir haben da ein herrlich Stück Welt vor uns. Ich sah's Ihnen an, wie begeistert Sie waren, wie im Schauen versunken. Ich vermag auch Ihre Empfindung vollständig zu würdigen. Ich erinnere mich lebhaft, mit welchem Jubel ich vor nun achtzehn Jahren, freilich an andrer Stelle, dieses Meer zum erstenmal sah. Aber der Anblick bleibt wunderbar und bezaubernd, nicht nur zum erstenmal, nicht nur für den begeisterten Jüngling, sondern auch für den getäuschten, gebrochenen Mann.“

Er strich mit der Hand über die gefurchte Stirne. Ich schwieg und war so klug als zuvor. .

Die Sonne war untergegangen. Ein blasser, rosiger Lichtstreif nur haftete noch am Horizonte und zitterte auf den Wellen. Dann senkte sich die Dämmerung dichter und dichter auf Strand, Hafen und Meer, und die roten Lichter des Leuchtturmes schimmerten trüb durch die emporwallenden Nebel. . . .

Es wurde empfindlich kühl. Auch ballten sich die Nebel immer dichter. Ich erhob mich, mein neuer Bekannter mit mir. Unter gleichgültigen Gesprächen gingen wir der Stadt zu und bogen in die Katharinenstraße. Vor der deutschen Bierhalle daselbst blieben wir beide unwillkürlich stehen — wie durch einen geheimnisvollen Zauber gefesselt.

Es war aber ein sehr natürlicher Zauber. Das Bier war da sehr gut, das Lokal reinlich, die Bedienung deutsch. Wir traten beide ein, nachdem wir noch an der Thüre ein verzweifelt höfliches Gefecht um den Vortritt ausgekämpft. Das war nicht meine Schuld, aber der Herr Kandidat wollte es so. Schließlich brachte ich ihn mit sanfter Gewalt zuerst hinein.

Wir nahmen in einer noch unbesetzten Nische Platz. Das Schenkmädchen — es stammte aus Bayern, wie das Getränk — brachte den schäumenden Trank. Und da merkte ich, daß der enttäuschte, gebrochene Mann mindestens in einer Beziehung sich die jugendliche Kraft gewahrt hatte: er trank sehr rüstig.

Auch sein Appetit war der bestmögliche. Drei

Fleischspeisen hintereinander, und zwar zu meinem größten Erstaunen und ganz gegen die Gewohnheit deutscher Kandidaten, die teuersten der Karte, überwand er mit spielender Leichtigkeit. Er begann sich nun überhaupt recht gemütlich auszusprechen. Er heiße Friedrich Baumann, sei der Sohn eines Pfarrers im Thüringischen und habe einst in Jena gleichfalls Theologie studiert. Aber bald sei seine innere Ueberzeugung mit dem Dogma in Widerspruch geraten, lang, schwer und herb habe er mit sich gekämpft, bis endlich ein äußerer Umstand den Kampf entschieden: die Revolution von 1848. Diese habe ihn vollends aus seiner Laufbahn gerissen.

Von da an wurde sein Durst immer größer, aber die Erzählung auch immer interessanter. Wie er nach Berlin gegangen, wie er der „heiligen Sache der Freiheit" in Dresden den Arm geliehen, später in Baden. Dann, als alles in Deutschland verloren gewesen, sei er nach Frankreich geflüchtet, von da nach England. Dort, in London habe er endlich eine Freistatt gefunden.

So schloß er vorläufig seine Erzählung.

Ich muß gestehen, der Mann hatte mein Interesse, mein Mitgefühl in hohem Grade erregt. Er erzählte überaus anschaulich und anziehend. Und dann — war er nicht ein Landsmann? — war er nicht ein Märtyrer für jene hehren Ideale, für die auch mein Herz glühte? Ich war sehr gespannt auf die Fortsetzung seiner Erzählung.

Aber die ließ auf sich warten. Er vergrub sein Haupt in beide Hände und versank in tiefes Nachdenken. Dann sah er mich forschend an, ja durchdringend.

Ich hielt den Blick ruhig, etwas erstaunt aus.

Darauf begann er:

„Sie haben mich am Strande gefragt, wieso ich hierher gekommen bin. Ich habe nichts darauf erwidert, aus Scham, aus falscher Scham. Auch jetzt, wo ich beim Fortsetzen meiner Erzählung Ihre Frage beantworten müßte, war ich nahe daran zu schweigen. Denn einer Lüge bin ich nicht fähig. Ihr Auge aber, Ihr ganzes Wesen sagt es mir, daß Sie meines Vertrauens nicht unwürdig sind. Wohlan denn —"

Und damit schob er seinen Aermel zurück. Rings um sein Handgelenk lief eine breite und tiefe braunrote Narbe.

Auf diese deutete er hin und fragte:

„Was meinen Sie, woher rührt dies?"

Ich sah ihn fragend an.

„Sie wußten wohl nicht," fuhr er fragend fort, „daß Sie einen entlassenen Sträfling Ihrer Gesellschaft würdigten? Das ist die Spur der Ketten, die ich durch zehn Jahre getragen habe."

„Gleichviel!" sagte ich — und ich meinte es ehrlich und ernst — „ich bin überzeugt, daß Sie für eine heilige Sache gelitten haben, daß Sie kein Verbrecher sind! . . ."

„Ich danke Ihnen," erwiderte er und drückte mir die Hand. „Es ist so, wie Sie sagten, ich

bin kein Verbrecher, weder vor Gott noch vor den Menschen."

„Und wo erlitten Sie diese Strafe — in Deutschland?"

„Nein — in Rußland!"

„Wie?" fragte ich erstaunt. „Aus politischen Gründen wohl?"

„Nein, hören Sie, wie es gekommen."

Er leerte sein Glas und begann:

„Ich hatte in London viel mit Not und Elend zu kämpfen und vermochte mir nicht, wie viele meiner Schicksalsgenossen, in der Fremde eine sichere und behagliche Existenz zu schaffen. Ich ernährte mich kümmerlich durch Schreibereien und Uebersetzungen. Da lernte ich zufällig einen vornehmen Russen kennen. Obwohl entgegengesetzter politischer Ueberzeugung, nahm er doch Anteil an meiner Lage und bot mir an, mir im Hause eines seiner Verwandten eine Erzieherstelle zu verschaffen, deren Besetzung ihm anvertraut war.

„‚Mein Onkel, Graf Sowaroff,' sagte er mir, ‚ist der beste Mensch unter der Sonne, aber, was seine Standesvorurteile betrifft, hart und unbeugsam. Versprechen Sie mir, ihm nie von Ihrer politischen Ueberzeugung zu sprechen, und ich empfehle Sie ihm als Erzieher seines Knaben.' Ich ging darauf ein. Das ist meine einzige aber schwere Schuld. Ich verleugnete um einer behaglichen Existenz willen meine heiligste Ueberzeugung. Nur der kann mich," fügte er

mit mattem Lächeln hinzu, „einigermaßen für entschuldigt halten, der aus eigener Erfahrung weiß, wie weh der Hunger thut, wie furchtbar weh! . . .

„So ward ich, der deutsche Demokrat, Erzieher eines russischen Grafenkindes. Mein edelmütiger Beschützer versah mich mit Geld und Pässen, und ich reiste hierher. Graf Sowaroff wohnte damals auf seinem Gute Ploskow, einem kleinen Dorfe im Gouvernement Jekaterinoslaw. Da begann ich mein Amt. Mein Schüler, der kleine Nikolaj, war das getreue Ebenbild seines Vaters — gutmütig, aber beschränkt, jähzornig, roh. Ich hatte einen schweren Stand gegen Vater und Sohn. Aber wie ein guter Engel stand mir dabei die junge Gräfin Natalia zur Seite, die Schwester meines Zöglings.

„Und ich liebte dieses Mädchen! . . ."

Er atmete tief auf.

„Es war eine heiße, reine, hoffnungslose Liebe. Ich belog mich nicht, ich hoffte nichts! Und ich erschrak sehr, als ich erkannte, daß Natalia mich liebte! . . . Ich will Ihnen nicht erzählen, wie ich dies erkannt, wie sich unsre Herzen gefunden, wie wir gejauchzt und gelitten. Wir verstellten uns nicht, wir fürchteten nicht vor Verrat und Entdeckung, wir dachten nicht an die Zukunft. War doch die Gegenwart schön, o, so schön! . . ."

Er unterbrach sich einen Augenblick und bedeckte sein Gesicht mit den Händen, als übermannte ihn die Erinnerung.

Dann fuhr er fort:

„Es war klar, daß man uns bald durchschauen mußte. Wir ahnten es nicht. Da hieß es plötzlich, Natalia sei erkrankt; ich konnte sie mehrere Tage lang nicht sehen. Dies ertrug ich nicht, ich wandte mich an ihr Mädchen und bewog sie durch Geld, mich zum Fräulein zu führen. Sie ging darauf ein, ohne Widerstreben, fast freudig. Natalia sei nicht krank, vertraute sie mir an, sie werde nur in ihrem Zimmer gefangen gehalten. Diese Nachricht erregte mich furchtbar; ich konnte kaum den Abend erwarten, wo ich die Geliebte wiedersehen sollte. Aber ich sah sie nie wieder! . . . Im Vorzimmer zu ihren Gemächern lauerte mir der Graf mit einigen Dienern auf; ich wurde zu Boden geworfen, gebunden und in den Hof hinuntergestoßen. Und dort — dort —“

Dem Manne schien die Stimme zu versagen. Und zähneknirschend preßte er hervor:

„Und dort ließ mich der Graf peitschen, wie den gemeinsten Verbrecher, um mir die Liebe zur Grafentochter auszutreiben. Dann schleppte man mich in einen Wagen und führte mich fort — wohin, das fragte ich nicht, ich war wie betäubt. Nach zweitägiger Reise brachte man mich nach Jekaterinoslaw und warf mich in einen Kerker. Drei Monate lag ich da — ohne Verhör. Endlich vernahm ich mein Urteil, ich war ‚wegen Verführung und unmoralischen Lebenswandels‘ zu zehnjähriger Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken verurteilt.

„Ich raste nicht, ich fluchte nicht, als ich mein Urteil vernahm. Mein Unglück war zu jäh, zu entsetzlich, als daß ich es nur hätte fassen können. Man brachte mich nach Sibirien, und ich verbrachte dort in Ketten zehn lange Jahre unter dem Auswurf der Menschheit. Ich habe den Tod hundertmal herbeigewünscht. Er kam nicht.

„Als meine Strafzeit um war, brachte man mich nach St. Petersburg. Dort stellte man mir frei, welchen Wohnort ich wählen wolle, nur ins Ausland dürfe ich nicht gehen. Man fürchtete wohl die Verachtung der ganzen Menschheit. . . .

„Ich wählte mir Odessa. Mein russischer Gönner von London her wollte mir ein Jahrgehalt aussetzen — ich schlug es aus. Ich verdiene mir das Wenige, was ich brauche, durch Privatunterricht. . . .

„Ich habe nur noch einen Wunsch, bald zu sterben. . . .“

Er schwieg.

Ich war tief erschüttert.

„Und Natalia?“ fragte ich dann.

„Sie ist tot,“ war die Antwort. „Sie starb wenige Monate nach ihrer Vermählung mit dem Grafen Rufnitzkoi, zu der man sie gezwungen hatte.“

„Und Sie?“ fuhr ich erregt fort. „Warum fliehen Sie nicht? Warum verkünden Sie nicht den furchtbaren Frevel, den man an Ihnen verübt hat?“

„Wozu?!“ sprach er leise. „Ich bin gebrochen und müde. Meine Flucht würde nicht gelingen, und

gelänge sie, was würde ich dadurch mehr erreichen, als ein Grab in heimischer Erde? Ich bleibe . . ."

„Aber nicht hier, du alter Lump," donnerte plötzlich eine Stimme, und eine vierschrötige Gestalt, offenbar der Wirt, packte mein Gegenüber am Kragen.

„Nicht hier wirst du bleiben, nicht hier wirst du einen Fremden anlügen, der dann deine Zeche zahlen muß. Pascholl!"

„Mein Herr!" fuhr ich entrüstet über die Störung auf, aber ehe ich vollenden konnte, hatte der Kandidat seinen Hut ergriffen und schleunigst das Weite gesucht.

„Der alte Lump!" grollte der Wirt noch immer. „Erst in voriger Woche hab' ich ihn so gründlich hinausgeworfen, daß ich glaubte: jetzt hat er genug, jetzt kommt er nie wieder. Und heute findet er wieder einen, der ihm aufsitzt, und kommt richtig . . ."

„Mein Herr!" fuhr ich nochmals auf.

Aber der biedere Bayer fiel mir ins Wort:

„Na — nichts für ungut. Sie sind ja nicht der erste, den er angeschmiert hat. Wissen Sie — dieser Kerl — Springmann heißt er — ist eine gefährliche Bestie. Er ist in Potsdam Apothekergehilfe gewesen, hat die Papiere eines Kandidaten der Theologie, mit dem er in einem Hause wohnte, gestohlen, ist nach London durchgebrannt und hat sich von dort aus eine Stelle als Prediger bei einer unsrer deutsch-evangelischen Kolonieen zu erwerben gewußt. Das Vermögen seiner Gemeinde hat er vertrunken. Das gesammelte Geld für eine neue Kirche hat er verspielt, bis die ganze Geschichte

und auch die Berliner Fälschung aufgekommen ist. Da hat man ihn auf zehn Jahre ins Zuchthaus gesteckt. Aber seit etwa zwei Jahren treibt er sich wieder hier herum und lebt von allerlei Gaunereien. Auf die fremden Deutschen macht er besonders Jagd. Er wittert sie schon von weitem und erzählt ihnen dann irgend eine rührende Geschichte. Ein Nachtmahl bringt's doch immer. Für die ganz Grünen hat er sich eine Geschichte von einer Gräfin ausgedacht! . . ."

„So—o, so—o," sagte ich und zahlte unsre Zeche. An dem Spiegel gegenüber konnte ich sehen, daß mein Gesicht dabei nicht sonderlich geistreich aussah.

Landsmann und Landsmännin — Deutsche in der Fremde — es ist ein eigentümliches Kapitel. . . .

Victorine.

Es sind nun viele Jahre her, daß sich im „Hotel de Rome" zu Florenz, der alten schönen Kirche Maria Novella gegenüber, eine Gesellschaft Deutscher zusammengefunden hatte, die in fröhlicher Eintracht alle Vergnügungen des fremden Lebens genoß. Verschieden an Alter, Stellung und Beruf, aus allen Gegenden des Vaterlandes bunt zusammengewürfelt, hatten wir uns allmählich herzlich, fast wie eine Familie, ineinander geschickt, und kein Mißton trübte den harmlosen Bund. Das klingt, weil von Deutschen die Rede ist, fast märchenhaft, hatte sich aber recht natürlich gefügt: durch das Walten einer schönen, liebenswürdigen Frau, die uns alle, sogar die beiden andern Damen der Gesellschaft, bezaubert und jedem den holden Zwang auferlegt hatte, nur das Gute und Gefällige seines Wesens hervorzukehren.

Daß diese Frau die Höchstgestellte unsres Kreises war — eine Gräfin aus den Rheinlanden, Victorine S. — mochte ihrer Herrschaft nicht abträglich sein; aber sicherlich nicht darin lag der Zauber, sondern in ihrer heiteren, sieghaften Schönheit, und noch mehr in ihrem unaufdringlich geübten Talent, jedem wohl,

keinem wehe zu thun und alle Lebhaftigkeit und Schärfe des Geistes nur darauf zu wenden, die Begabung andrer ins rechte Licht zu bringen. Weil sich aber das absolut Vollkommene schwer ertragen läßt, so hatte diese herrliche Frau zu unsrem Glücke auch eine Schwäche, gering genug, um nicht zu stören, groß genug, um beachtet zu werden: sie war, obwohl aus einer altprotestantischen Familie stammend und in religiösen Fragen freisinnig, abergläubisch wie eine Römerin. Bange verbrachte sie jeden Freitag in Erwartung irgend eines Unglücks; ein Ausflug nach Fiesole unterblieb, weil ihr am Thore des Hotels ein altes Weib begegnet war, und als wir eines Tages über das Tischrücken spotteten, wurde sie bleich und erklärte dann fest und laut, das sei kein Humbug, sondern nach ihrer tiefinnersten Ueberzeugung die sichtliche Offenbarung verborgener Schicksalsmächte. Weit mehr aber als diese kleine Schwäche mußte eine traurige Thatsache den Neid entwaffnen, die Sympathie erhöhen: die schöne Frau verdiente nicht bloß Bewunderung, sondern auch Mitleid, sie war sehr unglücklich, und der Fluch ihres Lebens blieb stets an ihrer Seite — ihr Gatte.

Ein größerer Gegensatz, als ihn dieses Paar in Wesen und Erscheinung bot, war schwer ersinnbar. Graf Otto S., ein Kavalier aus Ostpreußen, war fast sein ganzes Leben lang Reiteroffizier gewesen und hatte erst vor vier Jahren als Oberst seinen Abschied genommen, um die schöne Tochter des niederrheinischen

Grafengeschlechts heimzuführen. Um dreißig Jahre älter als sie, war er nun ein morscher Greis von wenig ehrwürdigem Aussehen, zudem roh, beschränkt und hochfahrend.

Näherer Verkehr ließ noch Schlimmeres an ihm entdecken, er war ein lasterhafter Mensch, ein Trinker und Spieler. Was ihm so allabendlich an der Table d'hote und dann bei der Cigarre durch die Gurgel floß, wäre genügend gewesen, um ein halbes Dutzend gewöhnlicher Sterblicher wackelig zu machen. Das wurde der Graf freilich auch, wandelte dann aber noch regelmäßig etwas unsicheren Schritts zum Hausthor hinaus und dem Lung' Arno zu, um dort in einer Spielhölle, der ein kleiner, hinkender Pole vorstand, einige hundert Lire abzusetzen.

Das kränkte uns wenig; der Mann war überdies so reich, daß ihn selbst diese täglichen Verluste nicht ernstlich gefährden konnten, aber sein Benehmen gegen die Gräfin versetzte uns in immer neue Aufregung und Empörung. Die holde Frau warb um ein Lächeln dieser welken Lippen wie um die höchste Gunst — fast immer vergeblich; schweigsam und mürrisch saß er an ihrer Seite, und was er zwischendurch knurrte, war wahrlich nicht geeignet, sie zu erfreuen.

Es geschah dies wohl nicht gerade aus Bosheit. Der Oberst empfand seine Roheit und Unliebenswürdigkeit oft selbst peinlich, aber die Versuche, die er dann machte, um zärtlich und scherzhaft zu erscheinen, mußten eine feingeartete Natur noch tiefer

empören. Gräfin Victorine ertrug auch dies mit stiller, freundlicher Geduld; nur zuweilen bewies ein flehender Blick, ein jähes Erbleichen, daß sie ihr Martyrium empfand und wie tief sie es empfand.

Wie dieser seltene, unerhörte Bund geworden, welche Macht dem wüsten Greise das schöne Weib in die Arme geführt — darüber grübelten wir unablässig im Hotel und in den Cascinen, auf dem Korso und in unsrer Frühstücksstube bei Gilli und Letta. Keine Hypothese war so kühn, romantisch und albern, daß sie nicht einmal aufgetaucht wäre.

In der That blieben uns nur solche Phantasieen übrig, denn schlichte, hausbackene Motive lagen hier nicht vor. Eine „Vernunftehe" — wie man, seltsam genug, jene Verbindungen nennt, die ohne Neigung, naturwidrig und darum sicherlich auch vernunftwidrig geschlossen werden — war es nicht; der Oberst hatte uns selbst oft genug erzählt, wie er erst durch die Mitgift reich geworden, verhehlte auch nie seine Abneigung gegen die Familie der Gattin, weil sie der Heirat alle erdenklichen Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Kein Zweifel, die schöne, reiche Komtesse hatte in freier Wahl, trotz aller Warnungen, Mahnungen und Befehle aus einer großen Zahl von Freiern gerade diesen Mann erwählt.

Warum? Aus Liebe? Wohl weiß jeder nur, wie Liebe thut, nicht, wie sie wird; aber daß sie hier gewaltet hätte, dünkte uns allen unglaublich. Hier lag ein Rätsel vor; eine uns unerforschliche Gewalt mußte

die weiche Seele des Weibes bezwungen haben. Und noch wirkte sie gleich mächtig fort — das sollten wir bald deutlich gewahren.

Es war an einem der ersten Märztage, gegen die sechste Stunde, wir saßen an der Table d'hote und konnten kaum ihr Ende erwarten, weil wir am Abend alle in die Pergola wollten, zum neuen Ballett.

Da öffnete sich die Thür, und ein Jüngling in Reisekleidern trat hastig ein. Wir blickten ihn erstaunt an, er glich der Gräfin Zug um Zug. Dieselbe stolze, freie Stirne, von braunem Gelocke umgeben, dieselben leuchtenden blauen Augen, derselbe weiche blühende Mund.

„Heinrich!“ rief sie und warf sich in seine Arme.

Auch der Oberst hatte sich erhoben, aber seine Züge wiesen gerade keine große Freude.

„Der Herr Schwager,“ knurrte er, ohne die dargereichte Rechte zu ergreifen, „was führt dich hierher?“

Der Jüngling ließ erbleichend die Hand sinken. „Die Reiselust,“ erwiderte er, mühsam lächelnd.

„Ich erinnere mich,“ fuhr der Oberst fort, „du hast dich stets nach Rom gesehnt! Nur nach Rom, soviel ich weiß.“

Die Gräfin wurde bleich und blickte fassungslos zu Boden. „Heinrich reist morgen früh ab,“ stammelte sie endlich.

Wir andern erhoben uns und verließen den Saal, um ihr die Pein dieses Moments nicht noch zu verschärfen.

Als wir am nächsten Morgen nach dem jungen

Grafen fragten, hörten wir, daß er wirklich bereits in aller Frühe weitergereist sei. Wahrlich, der Bann dieses Mannes mußte überstark auf ihrer Seele lasten, wenn sie den einzigen geliebten Bruder gehen hieß, um jenen nicht zu erzürnen! . . .

Von da an wurden unsre Hypothesen noch weitaus kühner, und ein junger Referendar aus Berlin behauptete steif und fest, Gräfin Victorine müsse als Mädchen ein Verbrechen begangen haben, das nur der Oberst kenne. Wir wiesen dies empört zurück und vergaben dem Manne nur deshalb, weil er erst eine Woche unter uns weilte und unsre Königin noch wenig kannte. Als aber dieser scharfsinnige Jurist kurz darauf mit einer neuen, noch dunkleren Erklärung anrückte — da bedurften wir ihrer nicht mehr, da wußten wir bereits die Wahrheit.

Um die Mitte des März war böses Wetter in das Arnothal gekommen; eisig schnob der Nordwind vom Apennin her und wirbelte kleine, spitze Eisflitterchen durch die Straßen der Stadt. Seufzend saßen wir um die helllodernden und doch so wenig wärmenden Kamine und gedachten sehnsüchtig der deutschen Oefen. Am schlimmsten traf der jähe Wetterwechsel den Grafen; er weckte seinen grimmigen Feind, das Podagra. Fluchend lag der ungeduldige Greis in seinem Zimmer; wir hörten den Tag über bis auf den Korridor hinaus sein lautes Schelten und Jammern. Nach der Table d'hote ließ er einige von uns zu sich bitten; er sehne sich nach heiteren Gesichtern.

Als wir eintraten, konnten wir bemerken, daß ihm allerdings seine arme Gemahlin heute ausnahmsweise diesen Anblick nicht bot — ihre Selbstbeherrschung schien sie verlassen zu haben. Das Antlitz war bleich, müde und traurig, die Augen vom Weinen gerötet. Er aber hatte, wie die geleerten Flaschen auf dem Tische bewiesen, bereits trotz des Podagra auf eigene Faust Erkleckliches zu seiner Erheiterung gethan. Davon zeugten auch die Worte, mit denen er uns empfing, und die Geschichten, die er nun zu erzählen begann. Errötend, mit kaum verhaltenen Thränen, zog sich die Gräfin zurück. „Gute Nacht, Thränenweide!“ knurrte er ihr nach und fuhr fort, seine Historien auszukramen, eine saftiger als die andre, daß die älteste Kasernenwand darüber hätte erröten müssen.

Stumm saßen wir um ihn her und horchten kaum auf — der Mann schien uns heute widerlicher als je. Nur einer, ein reicher Privatier aus Stuttgart, der in seiner Jugendzeit ein einaktiges Lustspiel hatte drucken lassen und darum gerne als Schriftsteller galt, begann plötzlich ähnliches aufzutischen. Erstaunt blickten wir ihn an: dieses bedenkliche Talent hätten wir an dem reinlichen, anständigen Manne nicht vermutet.

Der wackere Schwabe ließ sich jedoch nicht irre machen; er fuhr emsig fort und vergalt unsre erstaunten Blicke nur zuweilen durch ein schlaues Blinzeln. Das verstanden wir auch nicht, aber als er nun eine neue Geschichte begann und noch stärker blinzelte, ging uns plötzlich ein Licht auf.

Diese Geschichte handelte von einem seiner Freunde und wie dieser durch schlaue List ein reiches Mädchen gekapert. Er hatte durch eine Kammerjungfer ihre Toilettengeheimnisse erfahren und drohte, diese preiszugeben, falls sie nicht die Seine werde. Dies natürlich nur der Kern, das Gerippe — unser Schwabe umkleidete es mit vielem blühenden Fleische.

Dies wirkte. „Ha! ha! ha!" wieherte der Trunkene einige Minuten lang. „Famos, ganz famos! War aber doch ein Esel, Ihr Freund! Hat nur ein Skelett bekommen, halb Kunst, halb Natur — pfui Teufel! Aber als alter Kerl ein junges, schönes, reiches Mädchen gewinnen — das ist eine andre Kunst! Und das hab' ich verstanden — ja ich! Will's Ihnen erzählen — sie schläft ja schon! Will's Ihnen erzählen — werden Respekt vor mir bekommen! Respekt!"

Er füllte sein Glas mit zitternder Hand, daß der Wein den Tisch überflutete, leerte es auf einen Zug und fuhr fort: „Respekt! sag' ich, das macht mir keiner nach! Ich war noch etwas strammer, als ich die Komtesse kennen lernte, aber doch schon ein morscher Kerl und dachte oft: ‚Heiraten — das wäre das rechte; aber eine Alte mag ich nicht, und eine Junge mag mich nicht!' Und nun gar die Victorine, das verzogene Mädchen, die reiche Erbin. ‚Sei kein Dummkopf,' sagt' ich mir, wenn mir bei meinen Besuchen auf dem Schlosse — ich lag nahebei in Garnison — die Zähne danach wässerten. Kümmerte mich aber doch viel um das Mädchen, schnitt ihr freilich nicht die Cour,

fürchtete mich vor Blamage — beobachtete sie nur so von ferne. Und da hatte ich bald heraus, daß in dem kleinen, sonst patenten Kopf eine große Narrheit steckte — eine großmächtige, pyramidale, meine Herren — na, Sie werden es auch schon bemerkt haben — sie ist abergläubisch wie ein Köhler und war's damals womöglich noch mehr. So was trifft man bei unsern Fräulein in Altpreußen nicht; aber ich beklage mich nicht darüber, im Gegenteil, ha! ha!" Und wieder schlug er eine Lache auf, die nicht enden wollte.

„Und wie erklärt sich dieser Zug?" fragte der Schwabe.

„Wissen Sie — die Rheinländer sind alle ein wenig so, glaub' ich — und diese ganze Familie besonders. Bei der Komtesse hatte es noch die Ursache, daß sie schon als Kind gern solchen Narrheiten nachgehangen war; das nannten sie ‚Phantasie' und zogen es groß. Auch war ihr die Mutter früh weggestorben, und die Gouvernante soll halbverrückt gewesen sein. Aber gleichviel — das geht Sie nichts an und mich auch nicht. Genug — abergläubisch war sie, und ich merkte es und dachte: ‚Wer so schlau wäre, das auszunutzen — das Mädchen ist ganz 'Phantasie' — ha! ha! — die wäre nicht schwer zu fangen, wenn man's geschickt anstellte!' Aber wie? Ich dachte daran, ihr eine Wahrsagerin aufs Schloß zu schicken, aber davon kam ich ab — es ist gefährlich, und die alte Vettel preßt einen dann sein Leben lang aus. Da kam mir ein Zufall zu Hilfe, und ich benutzte ihn — genial, auf Ehre genial!

„Hören Sie! Ich komme eines Abends ins Schloß, trete in den Salon und traue meinen Augen kaum: da sitzt die ganze Familie und noch einige Nachbarn um den Tisch und rücken ihn! Tischrücken! — wäre auch in Altpreußen unmöglich — aber es war gut so, sehr gut! Und unter ihnen war auch ein fremder Mensch mit blassem Gesicht und langen Haaren. ‚Herr Professor‘, nannten sie ihn — wurde als Spiritist aus Berlin präsentiert. Der Tisch rückt natürlich nach einer Weile, da sich alle so verzweifelt anstemmen, und der Schwindler macht seinen Hokuspokus und entwickelt eine ganz schauderhafte Suada. Ich stehe dabei und mustere die Bescherung und denke immer: ‚Diesen Herrn Professor muß ich schon einmal gesehen haben, aber in ganz andrer Lage.‘ Da seh' ich, wie er zuweilen ängstlich nach mir hinschielt, und wie Schuppen fällt's mir von den Augen: ‚Das ist ja der Berliner Lump, der Wunnecke, der früher Cirkusgaukler gewesen ist, dann in meinem Regiment als Wachtmeister gedient hat und während der Campagne in Frankreich plötzlich verschwunden ist, als hätten ihn die Franctireurs oder der Teufel geholt.‘ Thue aber nichts dergleichen, behandle ihn ganz respektvoll, wie die übrige Gesellschaft, nehme ihn aber nach dem Souper beiseite und sag' ihm: ‚Wunnecke, Sie kommen morgen zehn Uhr zu mir, ich thue Ihnen nichts, aber wenn Sie nicht kommen, weh' Ihnen!‘ —‚Herr Oberst,‘ jammert der Mensch, ‚schonen Sie mir!‘ — ‚Wenn Sie kommen,‘ sag' ich.

„Und richtig — er kommt am nächsten Tag und

erzählt eine lange Historie, wie er in Frankreich vom Regiment verschlagen worden sei u. s. w. ‚Wunnecke,‘ sag' ich, ‚nun aber reden Sie die Wahrheit; was treiben Sie jetzt?‘ — ‚Herr Oberst wissen es ja,‘ lacht der Mensch, ‚ich bin Professor des Spiritismus, lebe seit einigen Wochen unter dem hiesigen Adel wie der Herrgott in Frankreich und gebe heute wieder eine Vorstellung bei dem Grafen.‘ — ‚Sie haben gestern,‘ sag' ich, ‚ein schönes Kunststück produziert, als Sie das kleine Tischchen so geschickt bewegten, daß der Bleistift am Tischbein auf das unterlegte Papier ganz leserliche Zeichen schrieb. Thun Sie dies heute auch, prophezeien Sie den Fräulein die Namen ihrer künftigen Gatten und schreiben Sie meinen Namen, wenn die Komtesse fragt. Verstanden, Wunnecke?‘ . . . Verstanden, meine Herren? War das ein Einfall, famos! famos!"

Wieder schlug er eine laute Lache auf, aber diesmal gelang es ihm nicht mehr, den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen. Die Trunkenheit übermannte ihn — nur aus einzelnen mühsam hervorgestoßenen Worten konnten wir entnehmen, daß das saubere Programm pünktlich ausgeführt worden war und zu dem gehofften Resultate geführt hatte.

Stumm erhoben wir uns, läuteten nach dem Kellner, damit er dem Berauschten beistehe, und blieben dann noch eine Weile im Rauchzimmer in eifriger Beratung bei einander. „Meine Herren," sagte der Schwabe, „daß wir vorläufig schweigen, ist selbstver-

ständlich. Aber nur vorläufig! — Hat die Gräfin selbst nichts gehört, so wird wohl einer von uns das schwere Amt übernehmen müssen, mit ihr zu sprechen! —“

Es war nicht nötig; sie hatte es gehört.

Als wir zwei Tage später von einem Ausfluge nach dem Monte Oliveto in der Dämmerung ins Hotel zurückkehrten, empfing uns der Portier mit bedeutungsvollem Lächeln: „Ah! Signori, wie viel haben Sie heute versäumt! Am Morgen kam der Bruder der Gräfin aus Rom an — sie hatte ihn gestern telegraphisch berufen — und mittags reisten beide nach Deutschland ab. Der alte Tyrann soll vor Wut geschäumt haben, es nutzte ihm aber nichts, er mußte sie ziehen lassen, und vor einer halben Stunde ist auch er abgereist über Livorno nach Genua. Er hat mir einen Gruß an Sie aufgetragen, Signori, aber der klingt etwas sonderbar.“

„Nun?“

„Es soll Sie alle der Teufel holen!“

... Diese Geschichte ist im Kern buchstäblich wahr — nur einige nebensächliche Züge mußten leicht begreiflicher Rücksichten wegen geändert werden. Die schöne Frau lebt jetzt in glücklichster Ehe auf den Gütern ihres zweiten Gatten im südlichen Deutschland.

Ende.

Werke von Karl Emil Franzos.

Aus Halb-Asien. Kulturbilder aus Galizien, der Bukowina, Südrußland und Rumänien. 2 Bände. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. (A. u. d. Titel: **Halb-Asien.** Land und Leute des östlichen Europa. I. u. II. Band.) Gr. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.60.

Inhalt: Einleitung. — I. **Aus Galizien:** Der Aufstand von Wolowce. — Der Richter von Biala. — Wladislaw und Wladislawa. — Schiller in Barnow. — Jüdische Polen. — Ein jüdisches Volksgericht. — Der schwarze Abraham. — Nur ein Ei. — II. **Aus Süd-Rußland:** Im Hafen von Odessa. — Der Schnapsgraf. — Am Altare. — Nikolaj Pawlow. — III. **Aus Rumänien:** Rumänische Frauen. — Jancu der Richter. — Gouvernanten und Gespielen. — Todte Seelen. — IV. **Die k. k. Reaction in Halb-Asien:** Kossuthjagden. — Allerlei Hochverräther. — Der lateinische Kanonier. — V. **Aus der Bukowina:** Von Wien nach Czernowitz. — Zwischen Dniester und Bistrizza. — Ein Culturfest. — Die Leute vom wahren Glauben.

Vom Don zur Donau. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2 Bände. Zweite, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. (A. u. d. Titel: **Halb-Asien.** Land und Leute des östlichen Europa. III. und IV. Band.) Gr. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.60.

Inhalt: Zur zweiten Auflage. — Markttag in Barnow. — Die Gezwungenen. — Mein Onkel Bernhard. — Martin der Rubel. — Die Litteratur der Kleinrussen. — Das Volkslied der Kleinrussen. — Taras Szewczenko. — Thodika. — Rumänische Sprüchwörter. — Aus Pest's Verbrecherhöhlen. — Der Ahnherr des Messias. — Die Kultur-Entwicklung in Halb-Asien.

Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2 Bände. (A. u. d. Titel: **Halb-Asien.** Land und Leute des östlichen Europa. V. und VI. Band.) Gr. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.60.

Inhalt: Vorwort. — Der Geistertödter. — Der Bart des Abraham Weinkäfer. — Der Galilei von Barnow. — Der Fehlermacher. — Ein Zündhölzchen. — Namensstudien. — Volks- und Schwurgerichte im Osten. — Der deutsche Teufel. — Nathan der Blaubart. — Im Cheder. — Wunderkinder des Ghetto. — Ein Befreier des Judenthums. — Lateinische Mädchen. — Eine Unglückliche. — Frauenleben in Halb-Asien.

Die Juden von Barnow. Geschichten. 1 Bd. Fünfte, stark vermehrte Aufl. Gr. 8°. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.40.

Inhalt: Der Shylock von Barnow. — Nach dem höheren Gesetz. — Zwei Retter. — Das Kind der Sühne. — Esterka Regina. — Der wilde Starost und die schöne Jütta. — Baron Schmule. — Das Christusbild. — Ohne Inschrift.

Junge Liebe. Novellen. Vierte, vermehrte Auflage. 1 Band. Min.-Ausg. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—

Inhalt: Die braune Rosa. — Die Hexe. — Die Vettern von Brandenegg.

Moschko von Parma. Erzählung. 1 Band. Zweite Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.40.

Stille Geschichten. 1 Band. Zweite Auflage. Gr.-Oktav-Ausg. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—. Dritte Auflage. Min.-Ausg. Geh. M. 5.50., geb. M. 7.50.

Inhalt: Die Locke der heil. Agathe. — „Sophie!" — Friedrich v. Schiller. — Der Hiob von Unterach. — Es liegt in der Luft. — Unser Hans.

Ein Kampf um's Recht. Roman. 2 Bände. Dritte Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—

Mein Franz. Novelle in Versen. 1 Bändchen. Min.-Ausgabe. Geh. M. 1.50., geb. M. 2.50.

Der Präsident. Erzählung. 1 Band. Zweite Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.20.

Die Reise nach dem Schicksal. Erzählung. 1 Band. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.40.

Tragische Novellen. 1 Band. Gr. 8°. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.20.

Inhalt: Melpomene. — Der Stumme.

Die Schatten. Erzählung. 1 Band. Zweite Auflage. Gr. 8. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Judith Trachtenberg. Erzählung. 1 Band. Vierte Auflage. Gr. 8. Geh. M. 3.60., geb. M. 5.—

Der Gott des alten Doktors. Erzählung. 1 Band. Zweite Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.20.

Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände. Zweite Auflage. Gr. 8°. Geh. M. 10.—, geb. M. 13.—

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.
Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus dem Dänischen.
Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus d. Französ. 2 Bände.
Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wils. Aus dem Englischen.
Sergius Panin. Von Georges Ohnet. Aus d. Französischen. 2 Bände.
Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Salonidylle. Von H. Rabusson. Aus dem Französischen.
Mr. Potter aus Texas. Von A. C. Gunter. Aus dem Engl. 2 Bände.
Ein gefährliches Werkzeug. Von D. C. u. H. Muray. Aus d. Engl.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus d. Englischen.
Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Die kühle Blonde. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.
Mein Pfarrer u. mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus dem Engl. 2 Bände.
Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Auf Vorposten und andere Geschichten. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bände.
Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus dem Englischen.
Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon, deutsch bearb. von Friedrich Spielhagen.
Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus d. Ital.
Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Marienkind. Von Paul Heyse.
Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der schwarze Koffer. Aus dem Engl.
Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von G. Ohnet. Aus d. Französ. 2 Bde.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzers" hat in diesem ganz vorzüglichen Roman sich selbst übertroffen. Mehr als je zuvor ist es ihm geglückt, den Leser zu rühren und durch eine dramatische Handlung zu fesseln, die von der ersten bis zur letzten Zeile an Spannung zunimmt.
Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.
„Eine Geschichte, über der man Essen und Schlafen vergißt," sagt eine amerikanische Zeitung über dieses originelle Buch.

Sein Genius. Von Claus Zehren.
Am Faden einer rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung wird in dieser anmutigen, poetischen Künstlergeschichte der läuternde Einfluß edler Weiblichkeit auf das Streben und die Entwickelung eines jungen Malers geschildert.

Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Kunst lebendiger Schilderung von Ort und Menschen, wie die Fähigkeit, junge und alte Herzen zu rühren, stehen der Verfasserin in „Ein Zugvogel" so voll zu Gebote, als in ihren früheren Arbeiten.

Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen.
Violette Merian ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und ihre rührende Geschichte wird uns so graziös und gemütvoll erzählt, daß sie jedem Liebhaber guter französischer Litteratur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.
Ein Buch von wahrhaft poetischem Zauber.

Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bde. Aus d. Engl.
Mit diesem Roman tritt Julien Gordon den tüchtigsten unter allen Schriftstellern ebenbürtig an die Seite, weil er tiefe Einsicht in Welt und Menschen mit künstlerischer Gestaltungskraft verbindet.

Das Stück Brot und andere Geschichten. Von François Coppée. Aus dem Französischen.
Wahre Kabinettstücke poetischer Charakteristik sind diese short stories, wovon der gefeierte Dichter hier eine ganze Perlenschnur darbietet.

In der Prairie verlassen. Von Bret Harte. Aus dem Englischen.
Der phantasievolle amerikanische Dichter schildert hier nicht nur wilde Abenteuer des Prairielebens, sondern auch ein Kindergemüt, das jung und alt zum Herzen sprechen wird.

Zwischen Lipp' und Kelchesrand. Von Charles de Berkeley. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Nicht nur der Reiz des Geheimnisvollen, der diesem frisch und unterhaltend geschriebenen Roman eigen ist, sondern namentlich auch die überaus plastische Charakterzeichnung, sowie sein sittlicher Ernst sichern ihm eine gute Aufnahme, wie sie ihm bei seinem ersten Erscheinen in der Revue des deux mondes thatsächlich zu teil geworden ist.

Mein erster Klient und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Ganz schlicht und schmucklos erzählt Conway seine dem täglichen Leben entnommenen Geschichten; aber wie weiß er den Leser zu fesseln und in Spannung zu erhalten!

Auf steinigen Pfaden. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.
Voll Geist und Leben ist diese abenteuerliche Geschichte des beliebten Erzählers, deren interessante Herzenskonflikte die wärmste Teilnahme erwecken.

Heimatlos. Von Hector Malot. 3 Bände. Aus dem Französischen.
Indem wir diese einfach-rührende Geschichte von einem armen Knaben, der Malot nicht zum wenigsten den Ruf eines gemütvollen Erzählers verdankt, in unsre Sammlung aufnehmen, erfüllen wir einen häufig geäußerten Wunsch aus dem Kreise unsrer Leser.

Baronin Müller. Von Karl von Heigel.
Ein ausgereiftes Kunstwerk ist es, das v. Heigel in diesem lebensvollen Roman geschaffen hat, dessen ergreifender Konflikt sich so recht naturnotwendig aus den fein beobachteten Charakteren der handelnden Personen entwickelt.

In guter Hut. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Wer in diesem Buche nach Auswüchsen des modernen französischen Realismus sucht, wird es enttäuscht beiseite legen; dagegen enthält es eine anmutige, feinsinnige Geschichte, die im Fortschreiten stetig an Spannung zunimmt.

Das Kind. Von Ernst Eckstein.
Das interessante Motiv dieser ungewöhnlich fesselnden Novelle ist mit künstlerischer Virtuosität behandelt. Die Charakterisierung der auftretenden Personen verrät in jedem Zug den Meister.

Das Haus am Moor. Von Florence Warden. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Wer liest nicht gerne auch einmal eine gruselige Geschichte, wenn sie gut und spannend erzählt ist? „Das Haus am Moor" ist eine solche.

Giovannino oder den Tod! — Dreißig Prozent. Von Mathilde Serao. Aus dem Italienischen.
Diese glänzend geschriebenen Novellen dürfen als Muster ihrer Gattung – der modernen realistischen Schule, die in Italien unter dem Namen verismo auftritt – gelten. Mathilde Serao ist eine der vornehmsten und zugleich maßvollsten Vertreterinnen dieser Richtung.

Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze. Aus d. Französ.
Mit Geist unternimmt es der bekannte Verfasser, die Lehre von der Vererbung verbrecherischer Neigungen in einem ergreifenden Lebensbild zur Darstellung zu bringen.

Zehnter Jahrgang.

Das Geheimnis des Hauslehrers. Von Victor Cherbuliez. 2 Bände.
Ein wirklich herzerfreuendes Buch ist es, das der beliebte Erzähler hier darbietet; ein Kunstwerk, bezaubernd in Form und Inhalt. Zwei reizvolle Vertreterinnen der heutigen Jugend hat er erwählt, und mit Geist und Grazie weiß er sie zu schildern.

Das wandernde Licht. Von Ernst v. Wildenbruch.
Diese Novelle des berühmten Dichters ist das durchaus ungewöhnliche Werk eines

selbständigen Geistes, voll Leben und dramatischer Kraft.

Einer alten Jungfer Liebestraum. Von Alan St. Aubyn. Aus dem Englischen.

Ein Idyll nennt der Verfasser seine einfach-rührende, vorzüglich erzählte Geschichte, und mit Recht, denn sie ist von einem frischen Hauch gesunder Land- und Gartenluft durchweht.

Schatten. Von Ossip Schubin.

Der prickelnde Reiz, durch den die Schöpfungen Ossip Schubins den Leser so unwiderstehlich gefangen nehmen, ist auch diesen stimmungsvollen Novellen in hohem Grade eigen.

Unerwartet. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Unermüdlich schüttet die liebenswürdige Verfasserin der „hübschen Miß Neville" immer neue und immer gleich anziehende und gemütvolle Geschichten aus dem Füllhorn ihrer reichen Lebenserfahrung. „Unerwartet" zählt zu ihren gelungensten Schöpfungen.

Ein Opfer. Von Karl E. Franzos.

Aus dem ewig frischen Quell eines kraftstrotzenden Volkstums schöpft Franzos den Stoff seiner ungewöhnlichen Geschichte, und heiß pulsiert das Blut in den Naturkindern, die er mit großem dichterischen Gestaltungsvermögen zu schildern weiß.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband zum** Preise von **M. 2. — für den einfachen und M. 3. — für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.
v. Wolzogen, Die Kinder der Excellenz.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.
v. Wolzogen, Der Thronfolger.
" Die tolle Komteß.

Franzos, Karl Emil,

Ein Opfer Erzählung

Stuttgart 1893